Jugenderinnerungen
aus der Schreckenszeit
der
französischen Revolution.

Von
Simon Gabriel Bruté,
Doktor der Theologie, erster Bischof von Vincennes in Indiana.

Nebst einem Lebensabrisse desselben
von
Dr. James Roosevelt Bayley,
Bischof von Newark.

Aus dem Englischen übersetzt
von
Friedrich Dorn.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1865.

Vorrede des Bischofs Bayley.

Es mag nicht unpassend sein anzugeben, auf welche Art die folgenden Blätter in meinen Besitz kamen, und die Gründe anzuführen, welche mich bestimmt haben, dieselben zu veröffentlichen. Im Jahre 1847 übergab Msgr. de la Hailandiere, der Nachfolger des Bischofs Bruté auf dem Stuhle von Vincennes, dem hochwürdigen Erzbischofe (damals Bischofe) von New-York eine große Anzahl von Manuscripten, die seinem Vorgänger gehört hatten. Als ich sie untersuchte, fand ich unter ihnen einen kleinen Manuscript-Band mit Noten und Erinnerungen aus der französischen Revolution, welche ich mit der Gutheißung des Bischofs herauszugeben beschloß. Mein erster Gedanke war, sie in einem Buche unter dem Titel: „Leben und Zeiten des Bischofs Bruté" einzuflechten, das zugleich eine Geschichte der katholischen Kirche in diesem Lande und eine Aus-

wahl aus seiner ausgedehnten und werthvollen Correspondenz enthalten sollte. In dieser Absicht sammelte ich eine große Zahl von Briefen und Dokumenten und machte viele Anmerkungen. Aber ein solches Unternehmen verlangt „Muße," und meine beständigen Beschäftigungen damals und seitdem haben mir nie erlaubt. meinen Plan auszuführen. Sie würden mich wahrscheinlich veranlaßt haben, denselben ganz aufzugeben, wären nicht einige Freunde, welchen ich die Noten des Bischofs Bruté über die französische Revolution gezeigt hatte, und welche von dem Lichte betroffen wurden, das sie auf die, möchte ich sagen, innern oder häuslichen Scenen jener schrecklichen Tragödie warfen, in mich gedrungen, sie wenigstens zur Veröffentlichung vorzubereiten. Nachdem ich dies gethan, fand ich, daß es nothwendig sei, denselben einen kurzen Lebensabriß des Bischofs Bruté vorauszuschicken. Ich that dies nach den in meinem Besitze befindlichen Aufzeichnungen desselben. Man wird aber bemerken, daß ich nicht eine eigentliche sogenannte Biographie versucht habe, sondern ich habe sie blos zu einem Faden der Erzählung benützt, um die Noten daran anzureihen, namentlich solche,

welche die fragliche Periode beleuchten. Man wird finden, wenn man sie im Zusammenhange mit „den Jugenderinnerungen" liest, daß sie einen Theil des Gemäldes der Revolution hervorheben, der bisher zu sehr übersehen wurde. Die Geschichtschreiber haben bei den Verbrechen und Greueln jener Zeit verweilt und die dunkeln Farben, mit welchen sie dieselbe gemalt haben, haben jene Scenen der christlichen Nächstenliebe und Geduld und des christlichen Heldenmuthes verdeckt und verborgen, welche so viel beigetragen haben würden, dem Gemälde auch eine Lichtseite zu geben. Die Verbrechen der Unterdrücker waren öffentlich und jedermann bekannt, die Tugenden der Leidenden waren meistentheils verborgen und nur Gott bekannt. Selbst jene Werke, welche mit der Absicht geschrieben wurden, das Andenken an die Opfer zu bewahren, sind selten geworden und wenig bekannt. Es kostete mir viele Mühe, ein Exemplar von Abbé Carron's „Bekenner des Glaubens" zu erhalten. Ich habe jene, die ich mir verschaffen konnte, gelesen, aber in keinem von ihnen habe ich etwas so Frisches und Ungekünsteltes gefunden, wie die hier veröffentlichten Papiere.

Es ist wirklich zu bedauern, daß Bischof Bruté keine Autobiographie geschrieben hat. Sein Leben, bis er nach diesem Lande kam, verstrich unter den aufregendsten Ereignissen, die je vorkamen; er war persönlich mit einer großen Zahl der Akteure in ihnen bekannt, sein Gedächtniß war stark und genau, und er hätte ein Buch von großem geschichtlichen Werthe schreiben können. Seine Notizen und Aufzeichnungen zeigen, daß er einmal etwas der Art beabsichtigte, aber gerade deßhalb sind sie oft für andere weniger nützlich, da es manchmal blos Winke sind, um sein Gedächtniß zu unterstützen. „Es gibt keine Art von Literatur," schreibt er in einer Note über Spence's Anekdoten, „die mir mehr Vergnügen bereitet hat, als Biographien und Memoiren. Ich denke zuweilen daran, mich selbst zu unterhalten, wenn ich eine Erzählung meines Lebens schriebe. Es fallen mir eine Menge Anekdoten und Beobachtungen ein, welche, wenn sie niedergeschrieben wären, meine Freunde unterhalten und interessiren würden."

Indem ich das Werk, nun da es vollendet ist, überschaue, bedaure ich nur, daß die biographische Skizze des heiligen Mannes nicht wür-

diger ist, welcher ihr Gegenstand ist. Die ihn kannten, werden, wie ich befürchte, über meinen schwachen Schattenriß, den ich von ihm entwarf, sich besonders getäuscht fühlen; aber wenn dem so ist, so müssen sie den Tadel unter sich selbst theilen; denn einige von ihnen sollten schon längst die Biographie eines Mannes geschrieben haben, von dem sie so oft als von dem Muster jeder geistlichen Tugend sprechen und dessen Andenken wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit mit so großem Rechte unter ihnen im Segen ist.

Vorwort des Uebersetzers.

Das nachstehende Werk, im Jahre 1861 bei Sadlier in New-York erschienen, enthält in zwei Abschnitten den Lebensabriß des hochw. Herrn Simon Gabriel Bruté, ersten Bischofs von Vincennes in Indiana, und die Jugenderinnerungen desselben aus der Schreckenszeit der französischen Revolution.

Sein Lebensabriß stellt uns ein höchst interessantes Gemälde eines heiligmäßigen Bischofs in einer neuen Diözese vor Augen, einen der Pioniere der Kirche in den Hinterwäldern und Prairien Amerika's. Wie er so ganz sowohl der Gründer als der Seelenhirte der Kirche von Vincennes war, erhellet aus den statistischen Angaben des Buchs. Wenige Bücher würden dieses an Interesse übertreffen, wenn es auch nur das Leben dieses frommen Bischofs in Amerika enthielte, allein seine Erinnerungen aus Frankreich, die er selbst niederschrieb, machen ohne Zweifel seinen besondern Werth aus. Bischof Baylay sagt ganz wahr, daß seine Erinnerungen uns eine Ansicht der französischen Revolution von einer ganz neuen Seite geben. Wir haben vollstän-

dige Darstellungen der Kriege, die sie verursachte, und der großen politischen Veränderungen, welche ihren Lauf bezeichneten, aber so viel wir wissen, ist dies der erste Bericht über das innere Leben einer frommen katholischen Familie während der Schreckensherrschaft. In dieser fürchterlichen Verfolgung schätzten sich die Katholiken glücklich, wenn sie mit ihrem Leben davon kamen, und es gab wahrscheinlich nicht viele Familien, die ihrer Religion treu blieben, welche nicht entweder auswanderten oder wenigstens einige ihrer Glieder durch die Guillotine verloren. Des Bischofs Familie blieb jedoch zu Rennes, und sein Alter befähigte ihn, Augen- und Ohrenzeuge von Scenen zu sein, bei welchen keine erwachsene Person, die nicht mit den Greueln der Revolution sympathisirte, anwesend zu sein gewagt haben würde. Er drängte sich in die Revolutionstribunale, ohne Verdacht zu erregen; denn man sah darin nur die natürliche Neugierde eines Knaben.

Wir würden die Lehre, welche die französische Revolution uns giebt, ganz übersehen, wenn wir nur ihre öffentlichen Beziehungen und noch mehr die Größe ihrer Verbrechen betrachteten. Das Buch zeigt uns, wie groß die heroischen Tugenden waren, welchen sie

den Ursprung gab. Gott hat vielleicht größere Ehre geerntet und der Himmel ist durch die von den Opfern der Revolution ausgeübten heroischen Tugenden mehr bereichert worden, als der Fall hätte sein können, wenn die französische Kirche in ihrem blühenden Zustande geblieben wäre, und wenn die Mißbräuche der Staatsgewalt in einer ruhigen und ordentlichen Weise verbessert worden wären. Wie viele Martyrer würden ohne die Revolution und Schreckensregierung ihre Krone verloren haben; wie viele Heilige hätten die für sie bestimmte Vollkommenheit nicht erreicht! Und als die Mächte des Bösen ihr Werk gethan, wurden sie hinweggefegt. War das Korn einmal in die Scheune gesammelt, so wurde die Spreu von dem Wirbelwinde davongejagt. Wie ermuthigend ist es in Zeiten wie die unsrigen, wo die Verfolgung den katholischen Klerus in Italien und in Polen heimgesucht hat und auch anderwärts sich zu regen scheint, in Frankreich zur Zeit der Revolution das Schlimmste vor Augen zu sehen, was sie thun kann. Sie kann viele Martyrer machen, sie kann hundertfältig die Verdienste so mancher vermehren, die nicht mit der Krone der Martyrer geehrt wurden, und wenn sie vorbei ist, so geht die Kirche reiner und glänzender aus ihr hervor, als sie vorher war.

Inhalt.

Lebensabriß

des

hochwürdigsten Simon Wilhelm Gabriel Bruté,

erſten Biſchofs von Vincennes in Amerika.

Simon W. G. Bruté wurde zu Rennes, der Hauptſtadt der alten Provinz Bretagne in Frankreich in der Nacht des 20. März 1779 geboren und früh den andern Morgen in der Pfarrkirche von St. Germain getauft. Sein Vater, Simon W. G. Bruté, welcher einer alten und ſehr angeſehenen Familie angehörte, erblickte das Licht der Welt zu Paris im Jahre 1729 und war zur Zeit der Geburt ſeines Sohnes Oberaufſeher der königlichen Domänen in Bretagne. Seine Mutter Johanna Renata Saulnier de Vauhelle, geboren zu St. Brieux im Jahre 1736, war zur Zeit ihrer Vermählung mit Herrn Bruté die Wittwe von Franz Vatar, Buchdrucker des Königs und Parlamentes zu Rennes. Ihre Wohnung war in dem Parlamentspalaſte, wo ſeine Familie von mütterlicher Seite ſeit 1660 in einem der Flügel verſchiedene Zimmer eingenommen hatte. Die Stellung,

welche sein Vater als Oberaufseher der Einkünfte der Provinz bekleidete, schien demselben die glänzendsten weltlichen Aussichten zu eröffnen. „Du wurdest geboren, um im Ueberflusse zu leben, sagte meine gute Mutter oft zu mir," wie er in einer seiner Aufzeichnungen bemerkt[1]. „Meine frühesten Erinnerungen," setzt er bei, „knüpfen sich an das Fest, das mein Vater in seiner Stadtwohnung und auf seinem Landhause Fricot in der Vorstadt St. Helier den Deputirten, den Militärbeamten und dem Adel gab, zur Zeit als die Stände der Provinz sich versammelten. Ich erinnere mich nicht weniger als fünf Bischöfe auf einmal an seiner Tafel gesehen zu haben. Wir Kinder wurden an einen kleinen Nebentisch gesetzt, wo unser Stolz und unsere Liebe zu leckern Dingen gleichmäßig abgetödtet wurden." „Gott fügte es anders," fährt er mit Anspielung auf die Worte sei-

[1]) Nach seiner Geburt wurde er gemäß der allgemeinen Sitte jener Zeit einer Amme auf dem Lande übergeben. „Ich blieb bei meiner Amme fünfzehn Monate. Sie lebte in einem kleinen Dorfe etwa zwei Stunden von Rennes auf dem Wege nach Brest. Es waren drei Dörfer oder Weiler; eines hieß die Hölle, ein anderes Paradies und das dritte Fegfeuer. Meine Amme lebte in der Hölle. Sie lieh mich manchmal einer andern armen Frau, die zu betteln pflegte und meine Anwesenheit auf einem ihrer Arme benützte, um Mitleid zu erregen. Dieser Gedanke hat mir oft Vergnügen gemacht. Ich blieb meiner Amme immer sehr anhänglich; sie hieß Riadet und besuchte mich zuweilen, als ich im Seminar zu Rennes war, im Jahre 1808 und 1809." M. S. Note.

ner Mutter fort, „mein Vater starb den 27. Februar 1786 einige Tage nach einer sehr schmerzlichen Operation, die durch einen Fall von seinem Pferde nothwendig geworden war, und anstatt eines reichen Erbes hinterließ er seine Angelegenheiten in der größten Unordnung. Dein Vater, sagte meine Mutter öfters zu mir, konnte nie jemand mißtrauen; er hielt jedermann für so gut und rechtschaffen wie er selbst war, und der Zustand seiner Rechnungen zur Zeit seines Todes zeigte dies; denn nicht nur war alles in Unordnung, sondern man fand auch, daß er sich mit Personen eingelassen hatte, die ihm über eine Million Franken schuldeten. Die Freunde der Familie, die ersten Advokaten der Stadt riethen meiner Mutter, auf die Erbschaft zu verzichten, aber sie sah, und zwar mit Recht, einen ehrlichen Namen für weit wichtiger an als Reichthum, und um uns denselben zu bewahren, beschloß sie die Ordnung seiner Angelegenheiten sogar mit Aufopferung ihres eigenen Vermögens auf sich zu nehmen. Sie unterzog sich demgemäß dieser Aufgabe und mit dem Beistande zweier Rechnungsführer, der Herren Jourdain und Henaut, für welche sie mir die Gefühle lebhafter Dankbarkeit einflößte, arbeitete sie Tag und Nacht, bis sie meines Vaters Rechnungen in Ordnung brachte, und Dank ihrem Fleiße und ihrer Sorgsamkeit waren die Verluste viel geringer als sie sonst gewesen sein würden, und seine Schulden wurden alle bezahlt."

Es erhellet nicht blos aus den hier erzählten

Umständen, sondern aus ihrem Betragen während der Revolution, aus ihren Briefen an ihren Sohn, aus der Art, wie er in seinen Aufzeichnungen und Briefen an andere [1]) immer auf dieselbe anspielt, daß Madam Bruté eine Frau von mehr als gewöhnlicher Begabung und Charakterstärke war. Dieser Charakter wurde von einer feurigen und hingebenden Frömmigkeit geleitet, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß unter Gottes Beistand der ausnehmend religiöse Charakter ihres Sohnes, welcher sich so zu sagen in allen Gedanken, Worten und Handlungen seines ganzen Lebens aussprach, den Unterweisungen und dem Beispiele seiner vortrefflichen Mutter verdankt wurde.

Er hatte auch das Glück in jenen zarten Jahren, wo der Charakter sich bildet, die Führung eines der besten Priester, des Abbé Carron zu genießen, der durch seine Arbeiten in England und die herrlichen Gebetbücher, die er schrieb, so rühmlich bekannt ist. „Mein erster Beichtvater," sagt er in einer seiner Notizen, „war Herr Carron, Vikar der Pfarrei von St. Germain, damals ein sehr junger Priester, aber bereits hervorragend durch sein exemplarisches Leben

---

[1]) „Meine Mutter," sagt er in einer seiner Aufzeichnungen, „war eine Frau von starkem Geiste (forte tête), kannte die Welt und hatte große Erfahrung in Geschäftsachen, war aber immer ihrer Religion getreu, verbarg die Priester und half ihnen auf verschiedene Weise während der Revolution; die Achtung aller Volksklassen war ein großer Schutz für sie und ihre Familie in den schlimmsten Zeiten."

und seine innige Frömmigkeit[1]). Dies war bald nach dem Tode meines Vaters, als ich etwa acht Jahre alt war. Ich erinnere mich noch ganz gut, daß er, als ich das erstemal zu ihm zur Beichte gieng, mir, wie ich mich aus seinem Beichtstuhle, der in der Marienkapelle stand, entfernte, ein französisches Büchlein gab mit dem Titel: „Der Tod Abels." Ich kann mir sein Gesicht noch denken, wie es in jenem Augenblicke erschien, mit einem so lieblichen Ausdrucke von Freundlichkeit und Frömmigkeit. Ich war mehrere Jahre sein Beichtkind bis 1791, das letzte Jahr der freien Religionsübung in Frankreich, in welchem Jahre ich das Glück hatte, meine erste Kommunion zu feiern. Ich gieng regelmäßig zur Beicht, aber bis zu jenen Zeiten hatte ich, Dank sei Gott, meiner vortrefflichen Mutter und meinen eben so vortrefflichen Lehrern, wenig zu beichten. Obschon ich die öffentliche Schule vier bis fünf Jahre lang besucht hatte, war ich doch allen sündhaften Gedanken gänzlich fremd, und meine Hauptanklage zur Zeit als ich für die erste Kommunion meine Generalbeicht ablegte, bestand darin, daß ich von dem Stande einer alten

---

[1]) Guy Toussaint Julien Carron, geboren zu Rennes 1760. Nachdem er sich durch seinen Seeleneifer und besonders durch seine Wohlthätigkeit gegen die Armen ausgezeichnet hatte, wurde er im Jahre 1792 gefangen gesetzt, weil er sich weigerte den Bürgereid zu leisten. In demselben Jahre verbannt gründete er mehrere Kirchen und Schulen in England. Er kehrte im Jahre 1814 nach Frankreich zurück und starb 1821.

Obsthändlerin einen Apfel genommen hatte. In demselben Zeitraume lernte ich meinen Katechismus in der Schule, zuweilen besuchte ich jedoch auch den öffentlichen Religionsunterricht in der Pfarrkirche, um Stücke aus der heiligen Schrift, die wir auswendig lernten, herzusagen. Ich erinnere mich, daß ich einmal, nachdem ich die Geschichte des Opfers Abrahams wiederholt hatte, als Belohnung einen großen Holzschnitt erhielt, der die Verkündigung Marias darstellte und auf ein Brett mit einem Rande von Goldpapier gepappt war. Das Bild hing viele Jahre neben meinem Bette. Mein erstes Gebetbuch machte auch einen großen Eindruck auf mein Gemüth. Es hatte den Titel: „Das Pfarrkind," war in grünen Saffian gebunden mit vergoldeten Ecken, und wurde mir gerade an dem Tage gegeben, als man meinen Vater begrub, den 28. Februar 1786. Ich hatte lange gewünscht eines zu besitzen und ich vermuthe fast, daß sich in die Andacht, mit welcher ich der Messe in meinem schönen Gebetbuche im Kollegium und in der Pfarrkirche folgte, ein wenig Eitelkeit mischte. Ich hatte das Buch noch zwanzig Jahre später in meinem Besitze; die Decken desselben waren zerbrochen und einige Blätter zerrissen, aber ich verlor es, ich weiß nicht wie, auf einer meiner vielen Reisen. Meine erste Kommunion verrichtete ich, wie gesagt, im Jahre 1791. Wir waren ungefähr zweihundert, welche die erste oder die zweite Kommunion feierten; denn es herrschte in jenen Zeiten der vortreffliche Brauch, sich

auf die zweite Kommunion eben so vorzubereiten wie auf die erste, d. h. mit kurzen geistlichen Uebungen. Ich danke dir, o mein Gott, für den Stand der Unschuld und Frömmigkeit, in welchem ich an dem Tage war, als ich diesen so wichtigen Akt verrichtete."

Der Ort, wo diese geistlichen Uebungen stattfanden, scheint ein sehr sonderbarer gewesen zu sein. Nach einer Anspielung auf denselben in einer seiner Aufzeichnungen möchte ich schließen, daß es die Halle des Beinhauses auf dem Gottesacker neben der Kirche war. Er spricht davon „als von einem langen schmalen Raume, angefüllt mit Bänken, mit den Schädeln und Knochen vieler Generationen, welche nach der Sitte in unsern Kirchhöfen wie eine Art oberer Stock über unseren Köpfen aufgebaut waren, so daß wir sie durch die Verzäunung, welche sie umgab, sehen konnten. Dieser Anblick stimmte uns sehr ernst und andächtig, besonders am ersten Tage der geistlichen Uebungen. Ich erinnere mich an nichts Besonderes hinsichtlich der Lehren, die an uns gerichtet wurden, außer daß sie die gewöhnlichen waren: über Sünde, Tod, Gericht, über das heilige Sakrament, über das Glück, Gott zu dienen u. s. w. und daß sie auf uns den Eindruck machten, welchen sie hervorbringen sollten. In den Zwischenzeiten gieng ich mit einigen meiner Kameraden unter den Gräbern umher; wir waren sehr ernst und begeisterten einander durch unsere Aeußerungen der Ehrfurcht vor den guten Priestern, die unsere geistlichen Uebungen leiteten, nament-

lich die Herren Carron und Desbouillon. Dieser letztere war ein Heiliger an Güte und Bußeifer und Liebe gegen die Armen, aber ein kleiner, häßlicher und wunderlich aussehender Mann, so daß einige von uns über eine seltsame Vergleichung, die er machte, und über die sonderbare Geberde, womit er sie begleitete, in ein Gelächter ausbrachen. Ach wie leid that uns dies! Als der Unterricht vorüber war, giengen wir zu ihm und baten ihn um Verzeihung, die er uns so gütig und freundlich ertheilte. Er ist seitdem längst todt und wie ich nicht zweifle ein Heiliger im Himmel. Während andere Einzelnheiten meinem Gedächtnisse entschwunden sind, ist der Haupteindruck, den das Ganze machte, mir noch lebhaft in der Erinnerung. Ich erinnere mich, wie oft ich in dem Beichtstuhle des Herrn Carron in der Marienkapelle unserer großen gothischen Kirche von St. Germain kniete; ich stelle mir noch lebhaft die kleine Bildsäule unserer gebenedeiten Mutter auf dem Altare vor in einem weißen und blauen Mantel; ich gedenke noch des letzten Abends, als ich die Absolution empfing, der Anstrengung, die ich machte, einen guten Akt der Reue zu erwecken. Wie innig sehnte ich mich nach einer guten Kommunion, nach einem seligen Tode und dem Himmel! Dann gieng ich hin, um auf meinen Knieen neben der gewaltigen Tumba am Hochaltare, wo wir den andern Morgen Unsern Herrn empfangen sollten, das Miserere zu beten. Die Ereignisse des folgenden Tags ließen sich nicht leicht ver-

gessen: das frühe Aufstehen, das Gebet für die Seele meines lieben verstorbenen Vaters, der Segen, den ich auf den Knieen von meiner Mutter erbat, der Geist der innern Sammlung und Andacht, den ich im Hinblicke auf den wichtigen Akt, welchen ich verrichten sollte, in mir nährte. Ich erinnere mich an den Gesang der Hymne Fenelous: Mon bien aimé ne paroit pas encore (mein Vielgeliebter kommt noch nicht), an den Abgang nach der Kirche, an den Eintritt in dieselbe, wo wir alle in Reihen so nahe bei einander saßen und doch in so guter Ordnung und Stille. Welches unbeschreiblich süße Bangen bewegte das Herz, bis der Augenblick kam, wo wir den lieben Heiland empfangen sollten; aber vorher mußte ich mit Therese Champion, welche die Mädchen repräsentirte, vor alle hintreten und laut den Akt der offenen Schuld beten. Zwanzig Jahre nachher, als ich nach Frankreich zurückkehrte, fand ich sie noch so beharrlich im Glauben, unserm lieben Heiland so innig ergeben. Es scheint mir jetzt seltsam, daß jede klare Erinnerung an den Akt selbst in mir verloren gieng, und doch weiß ich gewiß, daß es lauter Glaube war und reine Sehnsucht nach Vereinigung mit Gott. Mein Herz ist voll, wenn ich jenes Tages gedenke — Dank, Dank dir, o mein Gott!"

Die obigen Notizen zeigen, wie lebhaft Bischof Bruté's Erinnerungen an die Ereignisse und Personen seiner Jugend waren. Seine Papiere liefern Beweise in Menge, wie innig sein Herz in allen

Perioden seines Lebens an seiner Vaterstadt und Heimat hing. Zuweilen findet sich unter denselben die kleine Skizze eines Gebäudes oder einer Kirche innerhalb der Stadt oder in den Vorstädten, mit der Feder gezeichnet und mit einigen Worten zärtlicher Erinnerung darunter; zuweilen eine ausführlichere Beschreibung, die uns an die alten kirchlichen Herrlichkeiten seiner geliebten Bretagne gemahnt und seine eigenen Erinnerungen an die Personen enthält, die an dem beschriebenen Orte zu seiner Zeit verweilten. Es ist zu bedauern, daß seine Bemerkungen über diese Gegenstände so fragmentarisch sind. Es sind im Allgemeinen mehr bloße Winke oder einzelne Worte, um seinem Gedächtnisse nachzuhelfen, als ausführliche Beschreibungen, die jetzt so interessant sein würden. Aus einem dieser Blätter erfahren wir, daß er zur Zeit als sein Vater 1786 starb, in einer Kostschule war, welche von Madam Badier in der Allerheiligen-Pfarrei gehalten wurde, die wie er sagt eine der größten Pfarreien in Rennes war. Er erwähnt die enge Straße gegenüber der Kirche, durch welche sie zu gehen pflegten, wenn sie jede Woche am Dienstag ihren Spaziergang machten, die Kirche selbst, den Eingang, den Hochaltar u. s. w., und er fügt hinzu: „Ich schreibe diese Erinnerungen im Jahre 1821 am Feste Allerheiligen nieder nach vierunddreißig Jahren; alles ist noch frisch in meinem Gedächtnisse und mir gegenwärtig; ich könnte jedes Ding beschreiben: die Straße, die Schilder über den Läden, die Läden selbst,

die Obstbuden, das Glockengeläute an den Vorabenden der Feste, das Geläute für die Verstorbenen während des ganzen Abends vor dem Feste Allerheiligen." In einer Notiz mit der Aufschrift: „Orte, wo ich studirt habe," sehen wir, daß seine erste Schule, wo er lesen lernte, von einem gewissen Fräulein Rosé in der Walkerstraße (rue aux foulons) gehalten wurde und daß die oben angeführte „Pension" der Madam Badier seine zweite Schule war. Bei seiner lebhaften Phantasie, seinem getreuen Gedächtnisse und seinen vortrefflichen übrigen Anlagen muß er vom Anfang an ein geschickter Schüler gewesen sein und scheint die Zuneigung sowohl seiner Lehrer als Mitschüler gewonnen zu haben. Er besuchte das Kolleg zu Rennes von 1788 bis 1791 unter der besondern Aufsicht des hochwürdigen Herrn Sorette, von dem er in einer der folgenden Skizzen einen so rührenden Bericht gegeben hat.

In diesem Jahre (1791), in welchem er, wie wir gesehen haben, seine erste Kommunion feierte, erließ die gesetzgebende Versammlung die strengsten Gesetze gegen alle Kleriker, die sich weigerten, den Eid auf die bürgerliche Constitution des Klerus zu leisten [1]),

[1]) Nachdem die constituirende Versammlung am 4. November 1789 das kirchliche Eigenthum confiscirt und am 19. März 1790 alle religiösen Orden und Congregationen aufgehoben hatte, schritt sie am 24. August 1790 weiter in ihrem Werke, Frankreich unkatholisch zu machen, indem sie die berüchtigte bürgerliche Constitution des Klerus in Kraft

und da dies fast alle verweigerten, so kann man wohl sagen, daß damit die öffentliche Religionsübung in Frankreich aufgehört habe. Der folgende Brief, von welchem ich eine offenbar damals genommene Abschrift unter den Papieren des Bischofs fand, ist interessant, da er von einem Augenzeugen geschrieben wurde.

„Brief des Abbé de Pierre, Augenzeuge dessen, was am letzten Sonntag zu St. Sulpiz vorfiel, bei Gelegenheit der Abnahme des bürgerlichen Eides.“

Montag, den 10. Januar 1791.

„Sie hatten recht, mein lieber Freund, als Sie meinten, daß die große Mehrheit der Pfarrer von Paris und besonders der Pfarrer von St. Sulpiz den Eid nicht leisten würden. Seit der Bekanntmachung des Dekrets gingen die Emissäre des Jakobinerclubs unaufhörlich von einem Pfarrer zum andern, um sie zu bereden, den Eid zu leisten. Herr Bailly war besonders beauftragt, nach dem Pfarrer von St. Sulpiz zu sehen, über dessen Beitritt die Jakobiner besonders besorgt waren wegen seiner persönlichen Verdienste und seines großen Einflusses auf seine zahlreichen

---

setzte, wodurch die katholische Kirche in jenem Lande thatsächlich abgeschafft wurde, soweit dies in der Macht des Menschen lag. Durch dieses Gesetz maßte der Staat sich die Gewalt an die kirchliche Jurisdiktion zu übertragen. Von 135 Erzbischöfen und Bischöfen leisteten nur vier den Eid. Auch die Mehrzahl des Clerus weigerte sich ihn zu leisten; daher die Unterscheidung zwischen: Prêtres sermentés et insermentés.

Hilfspriester und den Klerus der Stadt im allgemeinen. Aber alle Philosophie und Beredsamkeit des Maire's haben der Frömmigkeit des Pfarrers gegenüber nichts ausgerichtet. Am Sonntage, dem für die Eidesabnahme festgesetzten Tage, erfüllten mehr als zehntausend Personen, von denen zwei Drittel Pfarrkinder und die übrigen Agenten des Palais Royal waren, die Kirche von St. Sulpiz. Der Pfarrer war durch mehr als zwanzig Briefe gewarnt worden, daß sie zum Aeußersten schreiten würden, wenn er nicht den Eid ohne allen Vorbehalt mit seinem ganzen Klerus ablegen würde. Sie benachrichtigten ihn auch von den blutdürstigen Erklärungen, welche gegen ihn und gegen uns in den Clubs und den Kaffeehäusern von Paris ausgesprochen worden waren. Dessenungeachtet hielt er eine Predigt über die christliche Liebe vor dem Hochamte, wie gewöhnlich, und mit jener Kraft und Beredsamkeit, welche Sie an ihm kennen. Sobald er geendigt hatte, erhoben sich tausend Stimmen und forderten ihn auf, den Eid zu leisten, wenn er nicht von der Kanzel herabgerissen und mit allen zur Kirche gehörigen Priestern an den nächsten Laternenpfahl aufgehenkt werden wollte. Alle möglichen Verwünschungen, Drohungen und ein fürchterlicher Lärm auf der einen Seite, auf der andern die ruhigste und unbeweglichste Fassung. Bereits drang die Cohorte des Palais Royal gegen die Kanzel vor, und der Pfarrer und der ganze Klerus, der ihn umgab, würden unfehlbar

ein Opfer ihrer Weigerung den Eid zu leisten, geworden sein, ohne die Besonnenheit und den Muth einer Anzahl von Grenadieren der Nationalgarde, die am Fuße der Kanzel aufgestellt worden waren, um unser Leben im Nothfalle zu beschützen. Die sechzig Vikare, die Obern der vier religiösen Genossenschaften von St. Sulpiz und alle in der Pfarrei wohnenden Priester umgaben die Kanzel. Ich aber, mein lieber Freund, ich war an der Seite unseres guten Pfarrers, faßte ihn bei dem Herannahen der Phalanx in meine Arme und würde ihn auf diese Art mitten unter dem Klerus und den wackern Soldaten nach der großen Sakristei getragen haben, aber gerade jetzt kamen mehrere Kompagnien der Nationalgarde durch die Seitenthüren herein und stellten die Ordnung wieder her. Dann wurde das Hochamt begonnen. Nach dem „Pater" trat die Municipalität herein und empfing die Eide der Herren Bonnay und Henoy, welche, wie Sie wohl wissen, gemiethete Sänger der Kirche waren, und keinen Theil unserer Gemeinde bilden. Um dieser imposanten Ceremonie die Krone aufzusetzen, verlangten ein Kapuziner und sechs andere die Erlaubniß, bei dieser Gelegenheit den Eid zu leisten. Aber der Pfarrer, die sechzig Vicare und die Obern der vier Seminare erneuerten ihr Bekenntniß, und schwuren vor den Altären, lieber Hunger, Verfolgung und selbst den Tod zu leiden, als den bürgerlichen Eid zu leisten und so Christus und seine heilige Kirche zu verrathen. Sie werden

daraus ersehen, mein lieber Freund, daß die Genossenschaft der Priester und des Klerus von St. Sulpiz treu geblieben ist, und die Municipalität war genöthigt, sich mit dieser einfältigen und nutzlosen Prozedur zu begnügen. Dieselbe Ceremonie wird nächsten Sonntag wiederholt werden, Dank dem Aufschube von acht Tagen, welchen die Nationalversammlung nicht ohne Absicht nur dem Klerus von Paris bewilligt hat; aber der Pfarrer und die Geistlichkeit von St. Sulpiz wird sie in ihrer Erwartung täuschen. Herr Dansel, ein Doktor der Sorbonne, den Sie dem Rufe nach kennen, und der die „Apologie für den bürgerlichen Eid" schrieb, welche so viel Jubel unter den Demagogen erregte, hat widerrufen und einen Brief über den Gegenstand geschrieben, der viele Convertiten macht, sogar in den Clubs. „Confortare et esto robustus!"

„Ihr Freund im Leben und im Tode
de Pierre de Bernis."

Das Kolleg zu Rennes wurde aufgehoben, und von dieser Zeit verfolgte Bruté seine Studien unter Privatlehrern. In der Liste „der Orte, wo ich studirt habe", steht: „Vier Jahre unter Herrn Muriel." In diesen Tagen der Verfolgung (1791—96) scheint er die meiste Zeit zu Rennes in dem Hause seiner Mutter geblieben zu sein, aber zum Theil brachte er auch seine Zeit zu La Chapelle Bouexie zu, wo seine Halbschwester Madam Jansions sich auf-

hielt. Die Notizen, so kurz und unvollkommen sie sind, werden dem Leser doch einigen Begriff von seiner Lebensweise während jener furchtbaren Periode beibringen. Unter allen ihren Schrecken und Leiden beweisen seine Aufzeichnungen, daß er in der Anwendung seiner Zeit genau und gewissenhaft war. Er stand frühzeitig auf und fand ohne Zweifel in jenen Studien, die er immer so sehr liebte, einige Erleichterung von den Aengsten, welche in jenen Tagen des Schreckens das furchtloseste Gemüth beunruhigt haben müssen. Die folgende Notiz auf ein Blatt Papier geschrieben, fand sich unter Bischof Bruté's Manuscripten:

„Das Frühaufstehen.“

„Heute, (den 26. April 1819) erhielt ich einen Brief von meiner Mutter, datirt den 2. Januar 1819. Sie war geboren im Jahre 1736 und ist folglich in ihrem vierundachtzigsten Jahre. „Meine Gesundheit ist sehr gut,“ schreibt sie, „ich habe keine Schmerzen, schlafe gesund u. s. w.“ Sie pflegte das Frühaufstehen, an welches sie immer gewöhnt war, als ein Unterpfand langen Lebens zu betrachten. „Kein langes Leben, mein Sohn,“ sagte sie oft zu mir, außer für jene, die früh aufstehen,“ aber sie sah es von einem höheren Gesichtspunkte an. „Das Frühaufstehen,“ sagte sie, ist für jeden durchaus nothwendig, der seine Pflichten im Leben treu erfüllen will; es erhält die Gesundheit, gibt dem Kopfe Klarheit, Ruhe dem Gemüthe, Frische den Gedanken, ist für

fromme Anmuthungen zuträglich und verschafft Muße zur innern Sammlung des Geistes und Betrachtung, so daß wir den Tag gut beginnen können, ehe die Eile der späteren Stunden uns in die Arbeiten und Zerstreuungen des alltäglichen Lebens stürzt." Und meine gute Mutter hatte recht; man muß sich vor keinem Fehler sorgfältiger hüten als vor dem, Morgens im Bette liegen zu bleiben. Eine Stunde, die durch den festen Entschluß abgeschnitten wird, unsere Bettzeit auf das Nothwendige zu beschränken, fügt jedem Jahre unsers Lebens einen halben Monat hinzu; zwei Stunden, welche viele abschneiden könnten, machen einen ganzen Monat aus. Sechs Stunden Schlaf ist für das Alter und die Jugend genug (die Kindheit verlangt mehr) nach dem Ausspruche der Schule von Salerno: Sieben Stunden gestatten wir dem Faulen, acht Niemanden.

„Sex horas dormire, sat est juvenique senique;
Nos septem pigro, nulli concedimus octo."

„Er gewöhnte sich als Knabe und Jüngling an ein fleißiges und anhaltendes Studium," sagt Dr. Mac Caffrey, „und behielt diese Gewohnheit sein ganzes Leben bei. Ungeachtet jener Bescheidenheit, welche ihn niemals zu seinem Lobe sprechen ließ, konnte ich aus einer langen und vertrauten Bekanntschaft mit ihm und aus dem Zeugnisse anderer entnehmen, daß er sich in den öffentlichen Schulen seiner Vaterstadt durch seine Fortschritte auszeichnete. Sein späteres Leben bewies dieses. Sein Geist war zu reich an

Schätzen klassischer Wissenschaft, als daß er ein träger oder nachlässiger Student gewesen sein konnte. Mochte er sich mit einem Freunde unterhalten oder in der Schule lehren oder die Botschaft des Heils von der Kanzel aus verkünden — die Beweise tiefer Kenntnisse, sowie eines ausgezeichneten Talentes traten beständig an's Licht. Was er einmal gelesen oder studirt hatte, daran konnte er sich erinnern. Selbst in den letzten Jahren seines Lebens, als er ganz in die Theologie und andere Zweige der kirchlichen Wissenschaft versunken zu sein schien, konnte er mit Leichtigkeit alle Fabeln des La Fontaine, ganze Scenen aus Racine, Corneille und die schönsten Stellen anderer französischer Schriftsteller oder der lateinischen Dichter auswendig hersagen. Obwohl weniger vertraut mit den griechischen Klassikern, hatte er sie doch mit Nutzen gelesen und verwandte seine Kenntniß ihrer Sprache auf das Studinm der griechischen Kirchenväter. Einmal hatte er die Absicht, in die französische polytechnische Schule zu treten, und aus diesem Grunde trieb er mit großem Eifer die mathematischen Studien. Später hatte er in der medizinischen Schule von Paris die beste Gelegenheit, tief in die Geheimnisse der Chemie und Naturphilosophie einzudringen. Während er sich ernstern Studien widmete, vernachläßigte er doch nicht gänzlich die Musik und das Zeichnen, und erreichte in der letztern dieser Künste eine Fertigkeit, welche in spätern Jahren eine Quelle des Vergnügens und Nutzens für ihn selbst

und ein Mittel war, das er oft glücklich anwandte, um andere zu unterhalten und zu belehren. Seine Studien wurden durch die Unruhen der Revolution unterbrochen und er brachte etwa zwei Jahre in der Buchdruckerei seiner Mutter zu und lernte und trieb daselbst das Geschäft eines Setzers. Es möchte scheinen, daß er dazu viel weniger aus Neigung gebracht wurde, als durch die Unglücksfälle, welche seine Familie erlitten hatte, und die Gefahren der Zeiten."
Diese treffliche Skizze über den geistigen Charakter des Bischof Bruté wird vollkommen bestätigt durch seine in meinem Besitze befindlichen Notizbücher und Manuskripte. Ich finde jedoch unter denselben keine Anspielung, daß er das Geschäft eines Setzers fortgetrieben habe, obschon er da und dort die verschiedenen Arten erwähnt, wie er beschäftigt wurde, und ich bin zu der Ansicht geneigt, daß, wenn er je in einer Druckerei arbeitete, es nur für eine kurze Zeit war, um ihm während der schlimmsten Periode der Verfolgung einen Schutz zu verschaffen.[1]) Er fieng

---

[1]) Seitdem ich dies schrieb, fand ich auf der Rückseite eines Blattes, auf welches er einige Bemerkungen über die Buchdruckerkunst geschrieben hatte, die folgende Note: „Im Jahre 1793—1794 ließ mich meine Mutter in der Buchdruckerei arbeiten, damit ich nicht in ein Regiment eingereiht würde, das aus Kindern bestand und den Namen „die Hoffnung des Landes" führte — und ein hoffnungsvoller Trupp waren sie. Sie erhielten auf ihre Bitte die Erlaubniß, an den „Fusiladen" theilzunehmen, was sie oft thaten. Dieses

sehr frühe an ein Tagebuch zu halten. Die frühesten sind verloren gegangen, wahrscheinlich wurden sie von ihm selbst vernichtet, aus Furcht, sie möchten von den Gendarmen bei irgend einer ihrer Haussuchungen gefunden werden, welche in jener Zeit so häufig waren. Die frühesten Aufzeichnungen, welche ich unter seinen Papieren finde, sind auf einigen losen Blättern, welche augenscheinlich aus einem Buche dieser Art herausgerissen wurden. Sie tragen das Datum des Jahres 1795, als der Sturm der heftigen Verfolgung sich etwas gelegt hatte. Diese Aufzeichnungen sind sehr kurz und unvollkommen und werfen wenig Licht auf seine persönliche Geschichte, obwohl sie ohne Zweifel vieles bieten würden, was für einen Eingebornen von Rennes oder einen Geschichtschreiber jenes Theils der Bretagne interessant wäre. Ihr Hauptinteresse für uns besteht in der Art, wie sie die allmälige Umwandlung der Gefühle des Volkes und die Reaction gegen die Revolution anzeigen, wegen der Greuelthaten, welche in ihrem Namen und unter ihrem Einflusse verübt worden waren.

Am 10. Februar 1796 begann er das Studium der Medizin bei Herrn Duval, einem ausgezeichneten Chirurgen in Rennes. Seine zahlreichen Notizen über Gegenstände, die er studierte, und über Operationen,

---

Regiment bestand aus Knaben von vierzehn, fünfzehn und sechzehn Jahren. Meine Mutter wurde sehr gedrängt, mich theilnehmen zu lassen. Ich blieb beinahe ein Jahr in der Druckerei und wurde ein sehr guter Setzer."

denen er anwohnte oder die er verrichtete, beweisen, mit welchem Eifer er diese Studien verfolgte. Er spielt nicht auf die Beweggründe an, welche ihn veranlaßten, diesen Stand zu wählen, aber wir dürfen nach seinem ganzen Charakter wohl annehmen, daß es nicht so sehr eine besondere Neigung war, die er für denselben hatte, als weil er dadurch Gelegenheit erhielt, seinen Nebenmenschen nützlich zu sein. Obwohl er mit Leib und Seele an seiner Religion hieng, so finden wir doch keine Spur, daß es ihm damals in den Sinn gekommen wäre, sich dem geistlichen Stande zu widmen, oder wenn es je der Fall war, so machte die fortgesetzte Verfolgung gegen alles, was mit der Religion zusammenhieng, irgend solche Bestrebungen offenbar hoffnungslos. Seine fleißige Beschäftigung mit seinen ärztlichen Studien that jedoch seiner Anhänglichkeit an seinen Glauben oder seiner Theilnahme für alles, was sich darauf bezog, keinen Eintrag. Unter seinen Papieren finden sich Notizen und Briefe, welche an ihn von Priestern geschrieben wurden, die zu Rennes oder anderswo eingesperrt waren, worin sie ihm für seine freundlichen Worte und thatsächlichen Beweise der Theilnahme danken. Der folgende Brief wurde an ihn damals aus dem Gefängnisse zu Vannes von dem Abbé Despres geschrieben:

Vannes, den 21. Thermidor, Jahr 4.

„An den Bürger Bruté zu Rennes.

Hast du, lieber Bürger, meinen Brief empfangen? Ich sandte denselben an Barré, damit er ihn dir

entweder durch eine sichere Gelegenheit oder durch die Post zustellen möchte. In unserer gegenwärtigen strengen Haft ist es uns verboten, mit jemand zu sprechen oder an jemand zu schreiben. Unsere Wächter sagen uns, daß es gegen das Gesetz sei, aber wir wissen nichts von einem solchen Gesetze. Ich hoffte, wir könnten durch dich einige Neuigkeiten von unsern Brüdern in Rennes hören. Heute gelangte das Gerücht zu uns, daß wir in Freiheit gesetzt werden sollen, aber wir wissen nicht, auf welchem Grunde es beruht, und meine Absicht, warum ich dießmal an dich schreibe, ist, wo möglich einigen Aufschluß über die Sache zu erhalten. Du darfst überzeugt sein, daß deine Bereitheit mir zu antworten meiner Ungeduld nicht gleich kommen wird, etwas von dir zu hören. Wenn die Leiden eine bestimmte Grenze haben, dann können sie mit Geduld ertragen werden. Die Gewißheit, daß sie zu einer festgesetzten Zeit ein Ende haben werden, lindert sie; aber die Ungewißheit, in der wir leben, ist im höchsten Grade niederschlagend.

„Wir erwarten daher, daß du, der du an der Quelle der Neuigkeiten sitzest, uns wissen lassest, auf welchem Grunde die ungewissen Gerüchte, die zu uns gedrungen sind, beruhen. Sind die Gefangenen in Rennes in Freiheit gesetzt worden? Eines ist gewiß, daß sie lange vor uns in Freiheit sein werden. Das Departement Morbihan ist voll Eifer, strenge Gesetze zu vollziehen; sie warten nicht einmal auf die amtliche Verkündigung derselben; aber wenn es sich

um eine Milderung der Strenge handelt, dann sind sie sehr langsam darnach zu handeln. Ich selbst wurde verhaftet, ehe das Gesetz amtlich verkündigt worden war, und andere wurden vor mir verhaftet. Laß mich auch etwas von dem Bürger Trublet hören; ich vernahm, daß er sehr krank sei, von einigen Matrosen, welche gewaltsam hieher gebracht wurden, indem man sie aus ihrer Heimat wegnahm, um auf den Kriegsschiffen zu dienen. Du kannst dir denken, was für Segnungen sie auf die Republik und ihre Agenten herab riefen. Empfiehl mich, theurer Freund, deiner guten Mutter. Ich finde großen Trost in deiner Freundschaft, die ich so hoch schätze. Despres."

Nachdem Bruté seine Studien zwei Jahre unter Herrn Duval fortgesetzt hatte, gieng er im Jahre 1799 nach Paris, um sie in der Medizinschule daselbst fortzusetzen. Hier hatte er natürlich jede Gelegenheit, sich zu unterrichten. Er besuchte die Vorlesungen von Pinel, Esquirol, Fourcroy, Bichat und andern ausgezeichneten Professoren und machte seiner Gewohnheit gemäß Notizen über alles, was er hörte, und was ihm künftig von Nutzen zu sein schien.[1]) Viele dieser ausgezeichneten Männer waren erklärte Anhänger des herrschenden Unglaubens und benützten jeden Anlaß, über die Religion zu spotten und ihre falschen Grundsätze einzuprägen.

---

[1]) Diese Notizen, die mehrere eng geschriebene Bände bilden, befinden sich unter seinen Papieren im Besitze des Erzbischofs Hughes.

Seine frühzeitige religiöse Erziehung, welche seinen Glauben und seine guten Sitten unter allen Greueln der Revolution bewahrt hatte, leistete ihm in dieser Zeit gute Dienste und machte ihn gleichsam schußfest gegen die Sophistereien und Spöttereien, welchen er jetzt ausgesetzt war. Aber nicht zufrieden, seine Religion offen zu bekennen und zu üben, gieng er mit mehreren seiner Studiengenossen, namentlich mit jenen aus seiner Provinz einen Bund ein, um den falschen Grundsätzen, auf welche sie hören mußten, kühn entgegenzutreten. Sie wählten solche Gegenstände zu ihrer Thesis, in welchen sie ihren Glauben an die Offenbarung bekennen und deren Wahrheit vertheidigen konnten. Eine der wohlthätigsten Wirkungen, welche aus diesem Verfahren entsprangen, war, daß die Aufmerksamkeit der Regierung auf den Gegenstand gelenkt wurde. Buonaparte, damals erster Konsul, gieng eben damit um, das Christenthum in Frankreich wiederherzustellen, als das nothwendige Mittel, um die Gesellschaft wieder zu organisiren, und die ungläubigen Professoren mußten ihren Unterricht in die ihm eigenthümlichen Grenzen einschließen.

Er erlangte in der Medizinschule im Jahre 1803 den Doktorgrad auf sehr ehrenvolle Weise. Es besuchten damals elfhundert Studenten die Schule; aus diesen wurden einhunderteinundzwanzig durch einen „Concurs" als die besten auserwählt, und unter dieser Zahl erhielt Bruté nach einer zweiten Prüfung den ersten Preis. Er wurde sogleich zum Arzte der

ersten Armenapotheke in Paris ernannt, aber da er sich schon entschlossen hatte, die Theologie zu studieren, so schlug er die Stelle aus, und trat bald darauf in das Seminar von St. Sulpiz. Er wurde nicht dazu bewogen, einen Stand zu verlassen, welchem er so viele Jahre fleißigen Studiums gewidmet hatte und welcher ihm die glänzendsten Aussichten eröffnete, wie Dr. Mac Caffrey bemerkt, „aus irgendwelchen Gefühlen der Abneigung. Er ehrte immer denselben als einen der edelsten, dem ein hochbegabter und menschenfreundlicher Mann sich widmen kann. So angenehm seine Unterhaltung für alle und insbesondere für Männer der Wissenschaft war, so fühlten sich doch Studierende der Arzneikunde und praktische Aerzte ganz besonders dadurch angezogen. Sie drückten oft ihr Erstaunen aus, daß er nach einem Verlaufe von zwanzig bis dreißig Jahren, die von Geschäften einer ganz andern Art eingenommen wurden, eine so vollkommene nnd genaue Kenntniß alles dessen bewahrte, was er in seiner Jugend unter den großen Meistern der französischen Hauptstadt studiert hatte." Er wandte sich nur deßhalb von diesem Stande ab, weil er höhere und wichtigere Ziele im Auge hatte. Seine eilfhundert Studiengenossen in der Medizin sagten ihm, daß es leicht sei, Aerzte für den Leib zu finden, aber die Revolution hatte es schwieriger gemacht, Aerzte für die Seelen der Menschen zu finden. Zehn Jahre lang waren die Häuser für religiöse Erziehung und die Seminarien verschlossen

gewesen. Die Guillotine und die Gefängnisse und die Leiden der Verbannung hatten nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl des frühern Klerus verschont, und von diesen waren viele in auswärtigen Missionen beschäftigt. So schrecklich die Verheerungen des Unglaubens und der Gottlosigkeit gewesen waren und die fast gänzliche Entbehrung alles geistlichen Beistandes, so hieng doch noch eine unermeßliche Zahl des französischen Volkes treu an ihrer Religion, und ein neuer Zufluß von Leviten, um die Plätze derer auszufüllen, die umgekommen waren, wurde von allen Seiten verlangt. Eine Hauptsache, welcher die neuen Bischöfe ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, war die Wiederherstellung der Diözesan-Seminare, um für diese dringenden Bedürfnisse zu sorgen. Dies waren ohne Zweifel die Umstände, welche Bruté veranlaßten, die Aufnahme in das Heiligthum nachzusuchen. Ein solcher Entschluß konnte niemand überraschen, der ihn kannte. Sein ganzes Leben war bereits eine Vorbereitung darauf gewesen. In einer andern Zeit würde es wahrscheinlich seine erste Wahl gewesen sein, und nachdem er sich jetzt diesen Stand erwählt hatte, gab er sich ganz seiner Aufgabe hin. Er studierte immer mit der Feder in der Hand, und seine Manuscripte bezeugen wiederholt die Genauigkeit und den Umfang seiner neuen Studien. Die Theologie war eine Wissenschaft, für welche sein Geist wie geschaffen war. Er liebte seine Religion, und es wurde augenscheinlich sein Vergnügen, gerade die Grundlagen

derselben zu durchforschen. In Notizbüchern, die er um diese Zeit anlegte, ist jeder Gegenstand entwickelt und beleuchtet, wie wenn sein Platz der eines Lehrers anstatt eines Schülers gewesen wäre. Bruté war nie ein oberflächlicher Student, aber jetzt wurde er im vollen Sinne des Wortes ein gründlicher. Die Werke der Kirchenväter, die Akten und Canonen ihrer Konzilien, welche ihre Tradition enthalten, wurden sorgfältig von ihm studiert. Von dieser Zeit an bis zum Ende seines Lebens hatte alles, was er las und studierte, diesen Zweck. Die vielen Bände seiner Notizen beweisen, wie sorgfältig er Alles bemerkte, was dienen konnte, die Wahrheit zu vertheidigen oder zu beleuchten, oder den Irrthum aufzudecken und zu widerlegen. Er machte die Grundsätze der verschiedenen Sekten zu seinem eifrigen Studium, nachdem er nach Amerika gekommen war, und er hätte eine philosophische Geschichte derselben schreiben können, wenn er es passend gefunden hätte. Nie hat jemand einen gewissenhafteren Gebrauch von jedem Augenblick seiner Zeit gemacht. Er war niemals müßig, und in Folge dieses Fleißes befähigte ihn sein treues Gedächtniß aus dem Schatze seines Geistes Neues und Altes hervorzuholen. Um ihm in Betreibung dieser Studien zu helfen, begann er damals eine Bibliothek anzulegen, die später eine große und werthvolle wurde, und man kann sagen, daß dies das einzige Eigenthum gewesen ist, das er je besaß. Die Bibliographie war auch eines seiner Lieblingsstudien; denn er be-

griff nicht nur, was für ein wichtiger Theil der Wissenschaft es sei, zu wissen, wo Gelehrsamkeit gefunden werden könnte, sondern er wußte auch den Werth der Bücherausgaben für einen gründlichen Gelehrten zu schätzen. Obschon er nie einen Augenblick mit nutzlosen Büchern verschwendete, so kam ihm doch in einem gewissen Sinne nichts zwecklos in die Hände. Man könnte sagen, daß er in der guten Bedeutung des Wortes ein Heluo librorum gewesen sei.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß für einen Mann, der von solchen Gesinnungen beseelt und so wohl vorbereitet war, einen guten Gebrauch von jeder Gelegenheit zu machen, die vier Jahre, welche er in dem Seminare von St. Sulpiz zubrachte, das waren, was die Schrift „volle Jahre" nennt. Er machte gleichmäßig Fortschritte in wahrer Frömmigkeit und gediegener Gelehrsamkeit. Als er den gewöhnlichen Studienkurs vollendet hatte, wurde er, nachdem er die Mittelstufen überschritten hatte, in der Pfarrkirche von St. Sulpiz von Msgr. André, dem resignirten Bischof von Quimper am Samstag vor dem Dreifaltigkeitssonntag im Jahre 1808 zum Priester geweiht. Der Bischof von Nantes hätte gerne gewünscht, seine Dienste für seine Diözese zu erhalten, aber der Bischof von Rennes, welcher seinen Werth nicht nur als Lehrer sondern als ein Muster für die jungen Leviten seiner Diözese erkannte, ernannte ihn zum Professor der Theologie an dem Diözesan-Seminar. Sein eigener frommer Eifer scheint gerade um diese Zeit seinen

Geist auf die auswärtigen Missionen gelenkt zu haben. Es erhellet aus den Notizen über seine geistlichen Uebungen [1]), daß er bereits einen hohen Grad der Selbstentäußerung erlangt hatte und bereit war, alle nothwendigen Opfer zu bringen, sobald er fühlte, daß es der Wille Gottes sei, Frankreich zu verlassen. Die ihn in spätern Zeiten kannten, werden sich nicht wundern, zu erfahren, daß in der Reihe der zu bringenden Opfer, wenn er auf die auswärtigen Missionen gieng, das, seine Bibliothek nicht mitnehmen zu können, eine hervorragende Stelle einnahm. Um diese Zeit (1807) scheint er entschlossen gewesen zu sein zu gehen, und ich kann aus seinen Aufzeichnungen nicht herausbringen, was ihn zu bleiben bewog; wahrscheinlich war es der Einfluß des Bischofs von Rennes. Er hatte dem Bischof von Nantes bereits seine Dienste abgeschlagen und fühlte ohne Zweifel, daß sie an seinem neuen Seminar nothwendig waren. Demgemäß gieng er nach seiner Ordination nach seiner Vaterstadt und trat sein Amt als Professor der Theologie an. Der Bischof bot ihm zu gleicher Zeit eine Domherrnstelle an seiner Kathedrale an, welche Würde er jedoch ausschlug. Obschon er gewiß mit Eifer und und Treue seine neuen und wichtigen Pflichten erfüllte und die Gelegenheit benützte, die Studien fort-

---

[1]) Der Abbé Duclaux, den er oft mit der größten Verehrung „mon saint et tout bon père" nennt, war sein geistlicher Führer.

zusetzen, welche er so sehr liebte, so ist es doch wahrscheinlich, daß er seinen Entschluß, sich dem Leben eines Missionärs zu widmen, niemals aufgab. Wenn er es je that, so erneuerte ein Umstand, welcher im folgenden Jahre eintrat, wieder denselben. Der hochwürdige Herr Flaget aus der Gesellschaft von St. Sulpiz, welcher bereits mehrere Jahre (1792—1808) auf der Mission in den Vereinigten Staaten gewesen war, wurde im Jahre 1808 zu dem neuen bischöflichen Stuhle von Bardstown in Kentucky ernannt. Um der angetragenen Würde zu entgehen, begab er sich im Herbste 1809 nach Frankreich in der Hoffnung dieselbe ablehnen zu können, aber als er sich dem Superior von St. Sulpiz, Herrn Emery vorstellte, erfuhr er, daß der Papst den ausdrücklichen Befehl gegeben habe, er müsse das Amt annehmen, zu welchem er berufen worden. Deshalb kehrte er, nachdem er einige Monate in Frankreich geblieben war, um Mitarbeiter für seine ausgedehnte aber unangebaute Diözese zu erlangen, im Jahre 1810 nach den Vereinigten Staaten zurück und wurde vom Erzbischof Carroll am 4. November jenes Jahres consekrirt. Es war ohne Zweifel seine Anwesenheit in Frankreich, was in Bruté's Geist den Plan erneuerte, sich den auswärtigen Missionen zu widmen und seine Aufmerksamkeit auf die Vereinigten Staaten lenkte. Als er die Einwilligung seines Bischofs erhalten hatte, segelte er in Gesellschaft des erwähnten Bischofs von Bardstown im Jahre 1810 ab und kam am 10. Au-

gust jenes Jahres in Baltimore an. Beinahe zwei Jahre nach seiner Ankunft wurde er als Professor der Philosophie in Baltimore zurückgehalten. Im Jahre 1812 schickte man ihn auf einige Monate auf die Mission zu St. Joseph auf der östlichen Küste von Maryland, wo er den Brief erhielt, der ihn anwies, nach dem Kollegium auf St. Marienberg (Mount St. Mary's College) bei Emmittsburg zu gehen [1]), um Herrn Dubois zu helfen. Im Jahre 1806 hatten die Sulpizianer ein Vorbereitungs-Seminar zu Pigeon-Hill in der Nähe von Abbotstown errichtet, welches im Jahre 1809 nach Emmittsburg in Maryland versetzt wurde, wo der hochwürdige Herr Dubois, welcher die Mission in jener Nachbarschaft besorgte, bereits eine Schule angefangen hatte, die später unter dem Namen Kollegium auf dem St. Marienberge so rühmlich bekannt wurde. Es sollte ursprünglich blos ein Vorbereitungsseminar für Theologiestudierende sein, aber die großen Vortheile, die es für die Erziehung darbot, veranlaßten viele Eltern, die Aufnahme für ihre Söhne nachzusuchen, wenn sie auch nicht für den geistlichen Stand bestimmt waren. Der hochwürdige Herr Dubois war Präsident des Kollegiums, Pastor von Emmittsburg und Oberer der neuen Anstalt der barmherzigen Schwestern, welche

---

[1]) Das Dorf entstand im Jahre 1788, die Kirche im Dorfe wurde erbaut im Jahre 1793—1794. Die Bergkirche im Jahre 1805—1806.

unlängst zu St. Joseph unter der Leitung der Mutter Seton gegründet worden war. Diese verschiedenen Pflichten machten es nothwendig, daß er noch einen Priester bei sich haben sollte. Der hochwürdige Herr Duhamel nahm ihm die Aufsicht über die Kongregation zu Emmittsburg seit 1810 ab, aber der blühende Zustand des Kollegiums erforderte noch eine weitere Hilfe, und zu diesem Zwecke wurde der hochwürdige Herr Bruté nach dem St. Marienberg geschickt. Dieser begünstigte Ort wurde von dieser Zeit an, bis er auf den bischöflichen Stuhl von Vincennes erhoben wurde, mit Ausnahme der Zwischenzeit von 1815—1818, der Schauplatz seines Eifers und heiligen Einflusses, wo alle Vorzüge seines liebenswürdigen Charakters, seine umfassende und tiefe Gelehrsamkeit, und seine ächt christlichen und priesterlichen Tugenden mit den wohlthätigsten Wirkungen sich entfalteten. Er hätte niemals hoffen können, durch die Bethätigung des höchsten apostolischen Eifers so viel Gutes unter den Einwohnern von Indien und China zu wirken, als er in diesem Lande wirken durfte. Es ist keine Herabsetzung jener heiligen und ausgezeichneten Männer, welche die Annalen der katholischen Kirche in diesem Lande geziert haben, eines Carroll, Cheverus, Dubois und Flaget, wenn wir sagen, daß keiner jemals einen wohlthätigeren Einfluß auf die katholische Kirche ausgeübt hat, als Bischof Bruté. Wenn St. Marienberg, abgesehen von allen übrigen Wohlthaten, die es für den Katholizismus in diesem

Lande brachte, in einem merkwürdigen Grade die Pflanzschule einer geistvollen, thätigen, eifrigen Priesterschaft gewesen ist, gerade wie sie nothwendig war, um den besondern Bedürfnissen der Kirche in diesem Lande abzuhelfen, so wird jeder, der überhaupt mit der Geschichte jener Anstalt bekannt ist, zugeben, daß der wahre kirchliche Geist derselben von Bischof Bruté aufgedrückt wurde. Seine Demuth, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit machten ihn zum Muster des christlichen Priesters, und der Eindruck, welchen seine Tugenden auf die Studierenden hervorbrachten, übertraf allen mündlichen Unterricht. Die katholische Religion allein kann solche Männer erzeugen, und ihr Beispiel befestigt daher den Glauben und erhebt den Charakter aller, die mit ihnen in Berührung kommen. Der Name des Bischofs Bruté war und wird immer mit dem des Bischofs Dubois verbunden sein, als gemeinsame Wohlthäter der jungen Kirche in diesem Lande.

Die barmherzigen Schwestern in diesem Lande sind ihm auch einen Zoll der Dankbarkeit schuldig. Mutter Seton fand in ihm einen erleuchteten geistlichen Führer und Freund, und sein Rath und Einfluß war überaus wohlthätig für ihre junge Gemeinde zu St. Joseph. Sie waren beide auserwählte Seelen, über welche Gott seine kostbarsten Gnaden ausgegossen hatte, und stärkten einander wie der heilige Benedikt und die heilige Scholastika durch ihre Unterredungen über geistliche Angelegenheiten. Wenn sie ihn

wirklich als einen Mann Gottes verehrte, so betrachtete er sie als eine Frau, welche, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „wenn sie in ähnlichen Verhältnissen gelebt hätte wie die heilige Theresia oder die heilige Franziska von Chantal, eine eben so hohe Stufe der Heiligkeit erreicht haben würde; denn es scheint mir," setzt er hinzu, „daß sie keinen höhern Schwung des Geistes, keine größere Reinigkeit und Liebe für Gott, für den Himmel und für übernatürliche und ewige Dinge haben konnten, als in ihr zu finden waren." Der hochwürdige Herr Bruté blieb auf dem Marienberge, indem er dem Herrn Dubois in seinen verschiedenen Arbeiten an dem Kollegium und auf der Mission beistand, bis 1815, wo er Frankreich auf kurze Zeit mit der Erlaubniß seines Obern besuchte, um seine Bibliothek herüberzubringen und den Klerus und das Volk für die Missionen zu interessiren. Er kehrte im November desselben Jahres zurück und wurde zum Präsidenten des St. Marienkollegs zu Baltimore ernannt, wo er bis 1818 blieb, in welchem Jahre er nach dem Tode des Herrn Duhamel wieder nach Emmittsburg gieng und seine Arbeiten an dem Kollegium und unter den Katholiken in der Nachbarschaft wieder aufnahm. Das Kollegium auf dem St. Marienberge wurde jetzt vollständig organisirt. Die Studenten der theologischen Schule an demselben versahen die Stelle als Präfekten und halfen als Lehrer an der Anstalt. Gegen das auf diese Weise von dem Bischof Dubois angenommene

System lassen sich einige Einwendungen erheben; es thut ohne Zweifel jener pünktlichen kirchlichen Zucht Eintrag, welche mit Recht für so wichtig gehalten wird. Allein selbst abgesehen von seinem ökonomischen Charakter hat es viele Vortheile, besonders für jene, welche den heiligen Dienst in einem Lande ausüben sollen, wo Kirchen erbaut werden müssen und alles neu einzurichten ist. Die Disciplin, Knaben zu unterrichten und zu erziehen, erzeugt Gewohnheiten, die unter den besondern Schwierigkeiten höchst nützlich sind, welchen ein Priester in einem Lande wie dieses ausgesetzt ist. Unter einem solchen Systeme ist es jedoch von der größten Wichtigkeit, daß der Superior des Seminars viel mehr als ein bloßer Professor der Theologie ist. Er muß ein Mann sein, der geeignet ist, seinen Untergebenen das lebendige Bild eines glaubenstreuen Priesters vorzuhalten, und der sie zu solchen kirchlichen Tugenden heranbilden kann, welche sie sowohl gegen die zerstreuenden Einflüsse ihrer gegenwärtigen Pflichten als gegen die mehr weltlichen Einflüsse schützen können, denen sie im spätern Leben ausgesetzt sein werden. Ein solcher Superior im wahren Sinne des Wortes war Vater Bruté. Er begriff vollkommen alle Verantwortlichkeit, die auf ihm ruhte, und nie hat jemand in seiner Lage seine Schuldigkeit gewissenhafter gethan.

Während er auf diese Art fleißig mit den Pflichten seines Standes beschäftigt war und so viele künftige Bischöfe und Priester heran zog, interessirte er

sich für alles, was zur Widerlegung des Irrthums und zur Beförderung der Religion dienlich sein konnte. Er trug in Originalartikeln beständig zu den katholischen Zeitschriften bei und lieferte oft das Material zum Gebrauche für andere. Er unterhielt eine Correspondenz nicht nur mit Freunden in Frankreich[1]), mit seiner Familie und andern, sondern auch mit vielen ausgezeichneten Personen in den Vereinigten Staaten. Er half Herrn Duponceau in seinen Werken über die Indianersprachen. Er war ein Freund und Correspondent des Charles Carroll von Carrollton und des berühmten Richters Gaston von Nordkarolina und vieler andern. Als der gegenwärtige Erzbischof von Baltimore (Kenrick) zum Coadjutor des hochbejahrten Bischofs von Philadelphia (Dr. Conwell) und zum Administrator der Diözese ernannt wurde und es unternahm, die Schäden, welche der christlichen Frömmigkeit und der Kirchenzucht durch jenen unwürdigen Priester William Hogan und seine Anhänger zugefügt worden waren, wieder auszubessern — eine Aufgabe, zu welcher ihn seine Tugenden und seine Gelehrsamkeit besonders befähigten — so interessirte sich Bruté selbst mit seinem gewöhnlichen Eifer für die guten Werke, die in dieser Absicht unter-

---

[1]) Unter Bischof Bruté's Papieren befindet sich eine große Anzahl Briefe von dem unglücklichen Felicité de la Mennais; (er kam nach dem Seminare zu Rennes, als Bruté im Jahre 1809 daselbst Professor war).

nommen wurden, namentlich für Abhaltung regelmäßiger Diözesansynoden und die Errichtung eines Diözesan-Seminars. Sein Hauptanliegen war immer die Bildung eines intelligenten eifrigen Klerus, der in der Kenntniß der Theologie und der heiligen Schriften wohl erfahren und im Stande wäre, die eigenthümlichen Schwierigkeiten zu bekämpfen, welche den Katholiken und der katholischen Religion in diesem Lande im Wege stehen. Um diese Absichten zu fördern, gab er dem Plane des Bischofs Kenrick seinen warmen Beifall, einen Lehrkursus der Theologie vorzubereiten, welcher den Bedürfnissen des katholischen Klerus in den Vereinigten Staaten angemessen wäre, wo der Irrthum in der Lehre wie in der Moral sich unter so vielen neuen und auffallenden Formen darstellt. Seine zahlreichen Briefe an Bischof Kenrick über diese Gegenstände geben nicht nur Zeugniß von seinem Eifer und seiner Frömmigkeit und von seiner hohen Schätzung des priesterlichen Charakters, sondern liefern auch Beweise von seiner tiefen Kenntniß der Theologie und seiner bewunderungswürdigen Kunst der Kritik. Er war kein bloßer Bücherwurm, sondern seine Gedanken zeigten große Frische und Originalität. Man hätte meinen sollen, daß die Schicksale, die er in seinem frühern Leben erfahren hatte, ihn gewissermassen zu einem Ultraconservativen, zu einem Manne gemacht haben würden, der aller Aenderung abgeneigt war, aber es verhielt sich nicht so. Obwohl niemand fester sein konnte als er, um jedem Versuche

zu widerstehen, irgend etwas dem wahren Charakter der Kirche Wesentliches abzuändern, so begriff doch niemand besser die Vortheile einer vernünftigen Anbequemung an Zeiten und Umstände.

Als die Bischöfe in den Vereinigten Staaten anfiengen, Provinzialkonzilien zu halten, so wandte man sich von allen Seiten an Vater Bruté, und sein Rath über jene Angelegenheiten, welche geordnet werden sollten, wurde beständig verlangt. Es war seit der Zeit seiner Ankunft in diesem Lande sein Wunsch gewesen, daß die Bischöfe des Landes sich auf diese Weise versammeln sollten, da er fühlte, wie wichtig es für den Fortschritt und die Befestigung der Religion sei, nicht nur daß sie zusammen kämen und sich mit einander beriethen, sondern auch daß im ganzen Lande, so lange es noch eine kirchliche Provinz bildete, gleichförmige Regeln der Disciplin eingeführt würden. Viele der wohlthätigen Wirkungen, welche den Provinzialkonzilien von Baltimore folgten, dürfen ihm zugeschrieben werden.

So kam es, daß, obgleich er scheinbar in seiner Bergeinsamkeit verborgen und mit seinem Amte als Professor und Missionär beschäftigt war, sein Einfluß sich nach allen Seiten ausdehnte, und man kann in einem gewissen Sinne sagen, daß das ganze Land das Feld seiner Arbeit gewesen sei. Keine Gelegenheit, Gutes zu thun, entgieng seinem wachsamen Eifer. Wenn er von einem reichen Katholiken hörte, der keinen guten Gebrauch von seinem Reichthume machte, von

einem, der lau war im Glauben, von einem Priester, der Aergerniß gab oder abgefallen war, so benützte er augenblicklich jeden Einfluß, den er hatte, um sie zum Gefühle ihrer Pflicht zu bringen. Durch rührende Briefe, die er an sie richtete, und indem er ihre Bekannten in das Interesse zog, suchte er einen Theil von dem Geiste des Glaubens und der Andacht, der in ihm selbst brannte, ihren Seelen einzugießen. Seine vortreffliche Mutter starb den 28. Mai 1823, er erhielt aber die Kunde von ihrem Tode erst am 6. November. Im Jahre 1824 besuchte er sein Vaterland, um Vermögensangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Seine Aufzeichnungen beweisen, daß, wie gewöhnlich, jeder Gedanke seines Herzens und jeder Augenblick seiner Zeit mit den Interessen der Religion beschäftigt war. Seine Besuche und Unterhaltungen waren alle entweder auf das geistliche Wohl der Personen gerichtet, die er besuchte, oder zielten auf den Nutzen der Missionen ab, die ihm so sehr am Herzen lagen. Er kehrte im Herbste zurück und trat sogleich sein Amt auf dem Marienberge wieder an.

Im Jahre 1832, als die Cholera ihre Verheerungen mit solcher Heftigkeit in Kanada begonnen hatte und ihre Ausbreitung nach den Vereinigten Staaten gefürchtet wurde, schrieb er an den Erzbischof von Baltimore (Whitfield) und bot seine Dienste an, wenn die Seuche jene Stadt erreichen sollte. Im August besuchte Pater Deluol St. Marienberg, und da die Krankheit in Baltimore ausgebrochen war, so kehrte

Bruté mit ihm dahin zurück, um den Kranken abzuwarten. Gleich nach seiner Ankunft hatte er einen heftigen Anfall von Wechselfieber und war genöthigt, nach dem Berge zurückzukehren, aber sobald er wieder hergestellt war, machte er sich, ohne jemand ein Wort zu sagen, wieder nach Baltimore auf den Weg und arbeitete daselbst in den Choleraspitälern, bis seine Dienste nicht länger vonnöthen waren.

Einer der Gegenstände, der sich auf den Fortschritt und die feste Begründung der Religion in diesem Lande bezog, und Vater Bruté's Gedanken beständig beschäftigte und bei dem er oft in seinen Briefen an Bischof Flaget und andere verweilte, war die Nothwendigkeit, die bischöflichen Sitze zu vermehren, so schnell als sie nöthig wären und passende Personen gefunden werden könnten, dieselben auszufüllen. Er war nach der Fügung der göttlichen Vorsehung dazu bestimmt, an dem Werke mitzuarbeiten nicht nur durch seinen Rath und seine Ermahnungen, sondern durch sein thätiges Eingreifen. Die Väter des zweiten Provinzialkonzils von Baltimore im Jahre 1833 baten den Papst Gregor XVI., in der Stadt Vincennes in Indiana ein Bisthum zu errichten, dessen Gerichtsbarkeit sich über den Staat Indiana und einen Theil von Illinois erstrecken sollte, und Bruté wurde auf ihre Empfehlung zum ersten Bischof daselbst ernannt. Als er die Kunde davon erhielt, bebte er aus Demuth und im tiefen Gefühle der Verantwortlichkeit anfangs vor der Bürde zurück, die auf seine

Schultern gelegt werden sollte. Bei all seinem Eifer und seiner Thätigkeit zweifelte er doch sehr an der Tauglichkeit für das Amt, und in einer seiner aufgeschriebenen Selbstprüfungen, wo er nach seiner gewöhnlichen Weise mit großer Aufrichtigkeit die Sache von beiden Seiten betrachtet, bringt er nach seiner eigenen Ansicht eine ganz fürchterliche Liste von Mängeln heraus; aber als er erfuhr, daß die Sache einmal fest beschlossen sei, so gieng er an's Werk, nicht nur mit dem Eifer eines guten Priesters, sondern mit der Lebhaftigkeit und Energie eines wahren Franzosen. Sein einziger wirklicher Mangel war seine unvollkommene englische Aussprache. Man kann behaupten, daß er sonst jede andere Befähigung hatte, natürliches Talent, große Gelehrsamkeit, ein hohes Pflichtgefühl, einen großen Geist der Selbstaufopferung, und alles dies gelenkt von einem Willen und einer Energie des Charakters, die durch nichts entmuthigt oder überwunden werden konnte. Man hat mir gesagt, daß, als die Angelegenheit seiner Ernennung zu dem neuen Bisthume in dem Konzile verhandelt wurde, Bischof England dagegen war, in der Meinung, daß derselbe wegen seiner Liebe zu Büchern und zum Studium für das Amt eines Missionar-Bischofs nicht recht passen würde; allein bei Bischof Bruté war die Pflicht der erste Punkt, und Bischof England und wer sonst Zeuge seiner kurzen Laufbahn als Bischof war, muß über die Thatkraft und Selbsthingabe, welche er offenbarte, erstaunt gewesen sein. Sein administratives

Talent insbesondere, ein wichtiger Punkt in einem Lande, wo alles gleichsam neu zu schaffen war, überraschte selbst jene, die ihn am besten kannten. Sobald er die Bullen empfangen hatte, traf er die nöthigen Anordnungen für seine Consekration und rüstete sich, nach dem neuen und schweren Arbeitsfelde aufzubrechen, welchem die wenigen noch übrigen Jahre seines Lebens gewidmet sein sollten. Es muß eine große Prüfung für ihn gewesen sein, St. Marienberg zu verlassen. Es erhellet aus seinen Briefen, daß er sich mit schwerem Herzen davon losriß; es war ihm zu einer zweiten Heimat geworden.

Ich finde unter seinen Manuskripten Notizen zu einem Briefe, der offenbar an den Leopoldinischen Missionsverein zu Wien geschrieben wurde, als Danksagung für eine ihm gereichte Hilfe, und der viele interessante Umstände berichtet, die sich auf die Besitznahme seiner Diözese und seine ersten Arbeiten daselbst beziehen. Ob derselbe je veröffentlicht worden ist, weiß ich nicht. „Bloße Worte," schreibt er, „können nur dürftig den Dank des Bischofs von Vincennes für das Opfer werkthätiger Liebe ausdrücken, welches Ihr wohlthätiger Verein im Namen Gottes seiner neugeschaffenen Diözese dargebracht hat. Die Verdienste der Gabe sind für die frommen Wohlthäter sicher im Himmel angelegt; möchte ich meinen Antheil daran erhalten, indem ich einen gewissenhaften Gebrauch von dem mache, was meiner Verwaltung auf diese Art anvertraut wurde. Es ist vielleicht nicht unan-

gemessen, wenn ich Ihnen dafür einige Nachrichten über die Anfänge der Diözese gebe, welche der Gegenstand Ihrer Güte gewesen ist.

„Als ich im Jahre 1810 von Frankreich in Baltimore ankam, um mich den Missionen in diesem Lande zu widmen, gab es nur einen Bischof für die gesammten Vereinigten Staaten, den hochwürdigsten John Carroll. Seitdem sind viele andere Bisthümer errichtet worden, das Bisthum von Detroit, errichtet im Jahre 1833, war das zwölfte. Das Bisthum von Vincennes, von dem heil. Stuhle auf die Empfehlung des zweiten Provinzialkonzils von Baltimore errichtet, kann als das dreizehnte angesehen werden. Für diesen bischöflichen Sitz wurde ich als der erste Bischof ernannt. Zur Zeit meiner Anstellung war ich seit vielen Jahren Superior und Professor der Theologie an dem Seminar gewesen, das mit dem Kollegium von St. Marienberg bei Emmittsburg in Maryland verknüpft ist. Obschon eine große Anzahl Priester, die jetzt auf der Mission in den Vereinigten Staaten sind, aus diesem Seminare ausgesandt worden waren, so waren sie doch zur Zeit meiner Ernennung nicht im Stande, mir zu helfen, weder mit Priestern noch mit Geld. Die barmherzigen Schwestern zu St. Joseph, dem Mutterhause, machten mir ein Geschenk von zweihundert Dollar, um mich zu unterstützen, daß ich mich zu Vincennes einrichten konnte. Auf meinem Wege nach Bardstown, wo ich vor meiner Consekration meine Exercitien machen wollte, besuchte ich

meinen verehrten Freund Dr. Purcell, den Bischof von Cincinnati, dessen Diözese immer ein überaus würdiger Gegenstand Ihrer edlen Freigebigkeit bleiben muß, da sie eine starke Bevölkerung deutscher Katholiken hat. Er begleitete mich freundlich bis nach Louisville und kehrte dann zurück, während ich meinen Weg nach Bardstown fortsetzte, wo ich wieder das Glück hatte, meinem Vater und Freunde, dem ehrwürdigen Bischof Flaget, zu begegnen, dem Patriarchen dieser westlichen Missionen, in welchen er über dreiundvierzig Jahre arbeitete — fünfundzwanzig davon als Bischof von Bardstown. Ich durfte auch noch einmal meinen alten Freund Bischof David umarmen, welcher auf die Coadjutorstelle von Bardstown verzichtet hatte, und dessen Nachfolger Bischof Chabrat wurde.

„Zur Zeit meiner Ankunft war Bischof Flaget im Begriffe nach Cincinnati zu reisen, um die große deutsche Kirche einzuweihen, welche unlängst errichtet worden war. Ich brachte ein paar Tage damit zu, die verschiedenen Anstalten der Diözese zu besuchen: das Kollegium und Seminar zu Bardstown, die schöne Anstalt der barmherzigen Schwestern von Nazareth, welche Bischof David stiftete, und das Haus der Schwestern von Loretto, gegründet von Herrn Nerinckx. Beide Anstalten haben verschiedene Schulen unter sich. Ich besuchte ferner das blühende Kollegium der Jesuiten und bedauerte sehr, daß meine Zeit nicht erlauben wollte, nach dem Convente der Domi-

nikaner und dem Noviziate von St. Rosa zu gehen. Bis ich meine geistlichen Uebungen unter Bischof David geendigt hatte (vom vierten bis zum zwölften Oktober) war Bischof Flaget von Cincinnati zurückgekommen, und ich brach mit ihm nach Louisville auf, wo Bischof Purcell zu uns kam. Wir giengen über den Ohio und dann unmittelbar nach St. Louis über die unermeßlichen Prairien von Illinois und kamen halb incognito durch das Städtchen Vincennes. Es war für mich ein großes Glück und ein großer Trost, so viele Tage in der Gesellschaft dieser heiligen Bischöfe zuzubringen und jenem ausgezeichneten Prälaten Dr. Rosati von St. Louis zu begegnen. Am 26. Oktober weihte er, assistirt von den Bischöfen Flaget und Purcell, seine neue und schöne Kathedrale ein, was für die ganze Stadt eine große Freude war. Eine starke Abtheilung der Miliz und selbst die Truppen der Vereinigten Staaten aus der Kaserne in der Nähe von St. Louis wohnten der Ceremonie an. Zwei Tage nachher, am 28. Oktober, dem Tage der heiligen Apostel Simon und Judas, wurde ich in derselben Kathedrale von dem hochwürdigen Bischof Flaget consekrirt, welchem die Bischöfe Rosati und Purcell assistirten. Die Predigt bei dieser Gelegenheit wurde von dem hochwürdigen Herrn Hitzelberger gehalten. An dem Feste Allerheiligen hielt ich auf das Verlangen des Bischofs Rosati das Pontifikalamt. In diesen Tagen, die eine allgemeine Festzeit waren, gab es Predigten jeden Morgen und Abend, die von den

Bischöfen oder einigen Vätern Jesuiten gehalten wurden, welche ein großes und blühendes Kollegium an diesem Platze haben, der gegenwärtig unser weitester westlicher Punkt ist, tausend Meilen von New-York entfernt, aber das Gebiet dieser ungeheuern Vereinigten Staaten erstreckt sich noch weitere tausend Meilen darüber hinaus bis zu dem stillen Ocean.

„Nachdem ich St. Louis mit den Bischöfen Flaget und Purcell, den hochwürdigen Herren Abel und Hitzelberger und dem Pater Petit verlassen hatte, kamen wir am 5. November zu Vincennes an. Einige Meilen ehe wir die Stadt erreichten, begegneten wir einer Anzahl Bürger, Katholiken und Protestanten, zu Pferde, welche den Pastor, den hochwürdigen Herrn Lalumiere, einen Eingebornen des Staates und den ersten von Bischof Flaget für Vincennes ordinirten Priester, begleitet hatten. Er war natürlich voll Freude, einen für sein Indiana bestimmten Bischof zu sehen, und alle Einwohner schienen seine Freude zu theilen.

„Die Ceremonie der Installation fand an demselben Abende statt. Bischof Flaget, welcher vor dreiundvierzig Jahren hier der Missionspriester gewesen war, als es noch ein einfacher Handels- und Militärposten war, rings von einer Wildniß umgeben, begann mit seiner gewöhnlichen Salbung eine Anrede an das Volk zu halten. Von allen verehrt und geliebt, führte er, selbst ein Greis von vierundsiebenzig Jahren, ihren neuen nicht mehr jungen Bischof bei ihnen ein (er war in seinem vierundfünfzigsten Jahre),

und beschwor sie, einen guten Gebrauch von den Gnaden zu machen, die Gott in seiner Barmherzigkeit ihnen gewährt habe. Während dieser Tage fanden auch andere christliche Unterweisungen statt. Am Sonntag hielt ich das Pontifikalamt und am Montag nahmen meine ehrwürdigen Kollegen Abschied unter den Glückwünschen der ganzen Bevölkerung, um nach ihren Diözesen zurückzukehren. Sie ließen mich buchstäblich allein. Pater Petit war genöthigt, bald nach seinem Kollegium in Kentucky zurückzukehren. Herr Lalumiere besorgte die Missionen in der Nachbarschaft von Vincennes, aber immer noch in einer Entfernung von fünfundzwanzig bis dreißig Meilen, und in der ganzen Diözese waren nur zwei andere Priester; der eine, Herr Ferneding, hatte die hundertundfünfzig Meilen entfernten deutschen Missionen zu besorgen, und Herr St. Cyr, welchem Bischof Rosati erlaubt hatte, mich auf ein Jahr zu unterstützen, und welcher sich zu Chicago aufhielt, das zweihundertfünfundzwanzig Meilen entfernt ist.

„Die Kathedralkirche, ein einfacher Ziegelbau, einhundertfünfzehn Fuß lang und sechzig breit, besteht aus den vier Wänden und dem Dache, ist ungegipst und nicht einmal getüncht, hat kein Heiligthum, nicht einmal einen Platz, um die kirchlichen Gewänder und die Gefäße aufzubewahren. Nur ein einfacher Altar von Holz ist da, mit einem hübsch vergoldeten Tabernakel und einem Kreuze nebst sechs schönen Leuchtern — ein Geschenk aus Frankreich —, die sehr gegen

die Armuth und völlige Nacktheit des Platzes abstechen. Das für den Missionär gebaute Haus, jetzt die bischöfliche Residenz, besteht aus einem kleinen bequemen Zimmer und Nebenzimmer, ist fünfundzwanzig Fuß lang und zwölf breit, hat aber weder einen Keller unten noch eine Bühne oben; ein kleiner Raum für einen Garten liegt zwischen demselben und der Kirche, und auf der andern Seite derselben ist der katholische Kirchhof. Seit einigen Jahren hatte die Stadt einen gemeinsamen Begräbnißplatz außerhalb des Ortes herstellen lassen und bestand eine Weile darauf, daß die Katholiken ihre Todten darin begraben sollten wie die übrigen; allein diese widersetzten sich so entschlossen, daß ihnen zuletzt erlaubt wurde, in ihrem eigenen Kirchhofe zu beerdigen. Ein altes hölzernes Gebäude in geringer Entfernung von dem bischöflichen Palaste wird von dem Diener eingenommen, und nahe dabei ist ein Stall bereit für des Bischofs Pferd, wenn er sich eines anschaffen kann. Die Bevölkerung ist meist von französischer Abstammung, arm, ungebildet, aber von jener offenen, lebhaften Gemüthsart, die ihren Ursprung verräth. Sie halten fest an ihrem Glauben, lieben ihren Priester, sind aber nachlässig in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten. Sie kümmern sich auch wenig darum, ihren Kindern ihre Gebete und den Katechismus zu lehren, und dies ist die Ursache, daß sie selbst denselben vergessen. Viele sind auch gewohnt, wüste Reden zu führen. Es ist wahr und muß erwähnt werden, daß sie in den letzten

Jahren sehr vernachläßigt worden sind, und viel von ihrer frühern Frömmigkeit scheint jetzt in ihrem Herzen wieder zu erwachen.

„Der freundlichen Aufnahme, die ich bei meiner Ankunft fand, folgten reichliche Gaben von Lebensmitteln und andern nothwendigen Dingen. Geld haben sie wenig, und können folglich nur wenig geben. Eine Subscriptions-Liste, welche einige Monate, nachdem ich angekommen war, herum gieng, in der Absicht, ein jährliches Einkommen für meinen Unterhalt aufzubringen, erreichte nicht zweihundert Dollar, und das meiste davon sollte in Korn bezahlt werden, wenn sie zu der Zeit nicht das Geld hätten. Es scheint vielleicht nicht recht am Platze, wenn ich in solche Einzelnheiten eingehe, aber sie sind nothwendig, um zu zeigen, daß, wenn gleich ein Pfarrpriester, der an die Einfachheit des Seminarlebens gewöhnt ist, einen hinlänglichen Unterhalt finden kann, dennoch die Hilfsquellen der Diözese durchaus nicht ausreichen, um für ihre großen und dringenden Bedürfnisse zu sorgen — für die Erziehung junger Leute, die sich dem Priesterstande widmen wollen, und für die Errichtung jener wohlthätigen Anstalten für Waisen und andere, ohne welche die Religion nie festen Fuß fassen kann. Der Ertrag von den Kirchenstühlen in meiner Kathedrale ist so gering, daß er kaum für das hinreicht, was für den Altar und die laufenden Ausgaben der Kirche selbst nothwendig ist. Von einigem Eigenthume, das der Diözese gehört, aber

gegenwärtig nichts einträgt, werde ich später zu sprechen Gelegenheit haben.

„Da die Direktoren Ihres Vereins mit vollem Rechte eine ausführliche Schilderung wünschen, um sich eine genaue Ansicht bilden zu können, so will ich einen Bericht über die ersten sechs oder acht Monate meiner Verwaltung geben. Einige Tage nachdem die Bischöfe, die mich so freundlich nach Vincennes begleiteten, abgereist waren, gieng ich mit dem hochwürdigen Herrn Lalumiere, um seine zwei Missionen oder Kongregationen, wie sie hier in der Regel genannt werden, zu besuchen, zuerst nach St. Peter und dann nach St. Maria. Die letztere Kirche war nicht ganz fertig, und ich wurde gebeten, ihr einen Namen zu geben. Es war für mich ein großes Glück, die erste Kirche, die ich berufen wurde, in meiner neuen Diözese einzuweihen, unter den Schutz der seligsten Gottesmutter zu stellen; darum hieß ich sie St. Maria und versprach in zwei Wochen wieder zu kommen, um sie einzuweihen, wenn sie vollendet sei. An dem festgesetzten Tage versammelte sich die ganze Gemeinde mit ihrem würdigen Seelenhirten, dem Herrn Lalumiere in der kleinen Kapelle. Sie war aus übereinandergelegten Baumstämmen erbaut, wie noch jetzt fast alle Gebäude in diesem Theile des Landes. Es sind erst etwa fünfzehn bis zwanzig Jahre, seitdem diese Niederlassungen gegründet wurden. Daselbst befinden sich ungefähr einhundertfünfzig katholische Familien, meist aus Kentucky, auch aus Irland. Wir

bildeten eine Prozession, zogen um die Kapelle herum, und die Ceremonien wurden so genau als möglich beobachtet; dann feierte ich die Messe und hielt eine Predigt an die Anwesenden. Einige Taufen und eine Vermählung füllten die Arbeiten des Tags aus, der mir besonders merkwürdig war als der erste, an welchem ich eine Kirche in der Wildniß einweihte. Das Betragen des Volkes war sehr erbaulich.

„Nachher besuchte ich einige Plätze in der Nähe von Vincennes, wo ich kleine Ansiedlungen katholischer Familien fand. An dem Kats-River, dreizehn Meilen von der Stadt, hatte ich mehr als fünfundzwanzig bis dreißig Familien zu besuchen, und so oft ich hingieng, sah ich, wie viel mehr Gutes durch einen beständigen Seelenhirten gethan werden könnte. Ich werde ihnen bald einen senden, obwohl er für die ersten paar Jahre hauptsächlich aus den Mitteln wird unterhalten werden müssen, die dem Bischofe zur Verfügung stehen. Sind solche Missionen aber einmal fest gewurzelt, so werden sie sich selbst erhalten. Die Leute sind meist französischer Abstammung. Ich besuchte noch eine andere Kongregation in Edgar County, in dem Theile der Diözese der zu Illinois gehört, ungefähr siebenzig Meilen von Vincennes. Es ist eine amerikanische Niederlassung aus Kentucky, mit einigen irischen Familien unter ihnen. Es sind vielleicht fünfzig bis sechzig Familien in einem Umkreis von fünfzehn Meilen, und ich fand sie wie zu St. Maria ihrer Religion mit wahrem Eifer ergeben.

Sie sprachen von der Kirche, welche sie bald bauen würden, und von dem Priester, der bald zu ihnen gesandt werden würde.

„Zu Vincennes hatte ich die Aufgabe, unsere lang vernachläßigte Jugend zu ihrer ersten Kommunion zu bringen. Zu Weihnachten hatte ich zwanzig, von denen ich einige selbst vorbereitet hatte, so gut ich konnte. Andere verschob ich, da ich beabsichtigte, sie während der Fastenzeit vorzubereiten. Sechszig andere verrichteten ihre erste Kommunion zu Ostern, viele von ihnen in einem Alter von siebenzehn, achtzehn und zwanzig Jahren. Den folgenden Sonntag spendete ich das Sakrament der Firmung zum erstenmale in der Kathedrale von St. Franz Xaver an etwa neunzig, meist dieselben, welche eben ihre erste Kommunion gefeiert hatten. Ich sage nichts von der Schwierigkeit der Aufgabe, da es scheinen möchte, als ob ich Bemühungen rühmend hervorheben wollte, deren geringe Resultate ich vielmehr vor Gott zu beklagen habe. Ich erwähne bloß, was dem Vereine einen richtigen Begriff von der Aufgabe des Bischofs und von der Lage der neu errichteten Diözese geben kann.

„Da eine Bevölkerung von ungefähr eintausendfünfhundert Seelen meiner unmittelbaren Hirtensorge anvertraut war, so hatte ich jeden Sonntag zwei christliche Lehren zu halten, eine in französischer und eine in englischer Sprache, und dann die Sakramente zu spenden. In den acht Monaten hatte ich fünf=

undsechszig Taufen, zehn Kopulationen und zwanzig Begräbnisse; auch mußte ich viele Kranke besuchen, oft sechs, sieben und zehn Meilen von Hause entfernt. Dann waren noch viele andere Besuche zu machen; ich mußte nach den Armen sehen, Protestanten unterrichten u. s. w. Vier Personen nahm ich in der Kirche auf, zwei von ihnen auf ihrem Todbette.

„Viel meiner Zeit wurde ferner durch die ausgedehnte Correspondenz weggenommen, die mir oblag, so bald ich nach Vincennes gesendet wurde, und auch durch die zahlreichen Mittheilungen, die ich fortwährend für die religiösen Blätter, namentlich den „katholischen Telegraphen von Cincinnati" schrieb, wie ich es schon lange zu thun gewohnt war. Diese Art von Arbeit wird durch unsere Stellung in diesem Lande beständig erfordert, und der dadurch gewonnene Einfluß ist zu wichtig, als daß er gering angeschlagen werden dürfte. Unter der Aufschrift „von Vincennes" kam eine Reihe von Briefen heraus, in welchen die alten Arbeiten der Gesellschaft Jesu in diesem Lande von den Seeen bis zu dem Missisippi geschildert waren. Unser Städtchen selbst erhielt seinen Namen von einem französischen Offizier, Herrn von Vincennes, welcher von den Indianern ermordet wurde zugleich mit einem Pater Jesuiten, der ihn auf einer Expedition begleitet hatte, um die freundlich gesinnten Stämme, die an dem Wabasch lebten, zu beschützen, wo die Gesellschaft die Mission von St. Franz Xaver errichtet hatte. Andere

dieser Mittheilungen bestanden aus einer Skizze über das Land und seine Ureinwohner, aus einem Berichte über die früheren Schwierigkeiten, womit die Religion zu kämpfen gehabt hatte, über ihre unscheinbaren und unsichern Anfänge, ihre gegenwärtigen Hoffnungen, die guten Aussichten, die sich jetzt katholischen Ansiedlern darboten, und auch über die Schritte, welche das letzte Konzil gethan, um die Errichtung der neuen Diözese zu erlangen, welche Indiana und einen Theil von Illinois umfaßt. Dann folgte ein Bericht über unsere gegenwärtigen Unterhandlungen und ein Hirtenbrief, den ich nach meiner Consekration herausgegeben hatte und welcher in den Zeitungen von Vincennes und in allen unsern katholischen Blättern veröffentlicht worden war. Jener Brief enthielt auch eine freundliche Ansprache selbst an die Protestanten, und die Absichten der amerikanischen Bischöfe und unseres heiligen Vaters zu Rom waren darin in einer so klaren und einfachen Weise erörtert, daß für die abgeschmackte Beschuldigung kein Raum blieb, als ob sie von politischen und nicht bloß von religiösen Rücksichten beeinflußt würden; auch wurde erklärt, daß keine auswärtige Verschwörung oder Gefahr für die staatlichen Einrichtungen Amerikas in dieser neuen Ausführung des ursprünglichen göttlichen Auftrages lägen, den die Kirche von ihrem Herrn erhielt: ‚Gehet hin und lehret alle Völker!‘

„In der Ueberzeugung, daß wir von den andern Diözesen keine Missionäre erhalten könnten, beschloß

ich den Versuch zu machen, von auswärts einige zu gewinnen. Bevor ich jedoch zu diesem Vorhaben schritt, wollte ich selbst den Westen und Norden der Diözese untersuchen, während Herr Lalumiere den Süden und Osten bereisen und mir einen Bericht über seine Beobachtungen machen sollte, so daß ich ohne viel Aufenthalt die Reise anfangen konnte, auf welcher ich jetzt begriffen bin. Nach Ostern durchzog ich in Gesellschaft eines biedern und frommen Mannes von Vincennes Illinois, besuchte wieder Edgar Conuty und gieng dann weiter nördlich bis nach Chikago am See Michigan. Herr St. Cyr war daselbst von St. Louis angekommen und ermöglichte es den Katholiken, ihre österliche Kommunion zu verrichten; deßhalb ertheilte ich nur einige Firmungen und hielt drei christliche Lehren, eine am Samstag und zwei am Sonntag, um die aufblühende katholische Kongregation jenes höchst wichtigen Punktes zu ermuthigen. Dieselbe besteht jetzt aus etwa vierhundert Seelen von allen Ländern, Franzosen, Kanadiern, Irländern und einer guten Anzahl Deutscher. Die Garnison des Forts, der Kommandant und ein Theil des Stabs und der Musikbande waren anwesend. Im Allgemeinen kann man sagen, daß das Militär den Katholiken und ihrem Gottesdienste immer freundlich gesinnt ist, welchen sie besuchen können, wenn sie wollen.

„Von Chikago giengen wir um das Ende des Sees Michigan herum nach dem St. Josephflusse und der Mission des hochwürdigen Herrn de Seille

in dem Indianerdorfe Pokegan, das gerade außerhalb unserer Diözese und in jener von Detroit liegt. Diese Mission wurde vor vielen Jahren von dem ehrwürdigen Herrn Badin errichtet. Herr de Seille hat sich drei oder vier Jahre in dem Dorfe Pokegan aufgehalten. Er hat daselbst und in der Nachbarschaft mehr als sechshundertundfünfzig getaufte katholische Indianer. Eine große Anzahl ihrer Hütten ist um die Kapelle herumgebaut, welche aus Rinde verfertigt und mit roh gezimmerten Bänken angefüllt ist; hinter der Kapelle ist, weithin sichtbar, ein Kreuz aufgepflanzt. Die Indianer beginnen und endigen ihre Arbeit ohne Hammer, Säge oder Nägel; die Axt ist ihr einziges Werkzeug und Streifen von Haut oder Rinde dienen die Stücke zusammenzufügen. Das Zimmer des Missionärs ist über der Kapelle, indem der Boden des einen die Decke der andern bildet. Eine Leiter im Winkel führt hinauf, und sein Möbel besteht wie einst das des Propheten aus einem Tische und Stuhle und einem Bette oder vielmehr einer Hängematte, die an Stricken hängt. In dem Zimmer herum stehen seine Bücher und die Schränke, welche die in der Kapelle gebrauchten Gegenstände so wie seinen eigenen Anzug enthalten. Er bringt sein Leben mit diesen guten Leuten zu, indem er von ihrem Korne und Fleische ißt; sein Trank ist Wasser oder ein von den Kräutern seines kleinen Gartens gemachter Thee. Er entsagt allen geistigen Getränken, da es allen katholischen Indianern verboten ist, das

zu berühren, was der Fluch ihres Geschlechtes ist, und er sie durch sein Beispiel ermuthigen würde. Ich wohnte am Abend dem Katechismus, den Gebeten und Gesängen an, und am Morgen las ich die Messe, bei welcher viele anwesend waren. Durch den Dolmetscher richtete ich an sie einige Worte.

„Am Donnerstag Abends kamen wir zu South-Bend an, einem Städtchen, das an den hohen Ufern des St. Josephflusses eine schöne Lage hat. Es ist schnell im Wachsen begriffen wegen der vielen Vortheile, die es bietet. Wir fuhren über den Fluß und besuchten „St. Maria vom See," das Missionshaus des trefflichen Herrn Badin, der sich unlängst nach Cincinnati begeben hat. Er hatte hier eine Schule, die von zwei Schwestern gehalten wurde, welche auch weggegangen sind, so daß jetzt der Platz leer steht. Die sechshundertfünfundzwanzig Acker Landes, die dazu gehören, und der kleine See machen den Ort zu einem höchst angenehmen Aufenthalte, und er wird, wie ich hoffe, bald von irgend einer segensreichen katholischen Anstalt eingenommen werden. Der hochwürdige Herr Badin hat ihn an den Bischof überlassen, unter der Bedingung, daß derselbe die Schulden übernimmt, — eine Kleinigkeit im Vergleiche mit der Wichtigkeit des Ortes.

„Am Freitage Morgens brachen wir nach dem Flusse Tippecanoe und dem Dorfe Chikagos auf. Die Indianer hatten von unserer Ankunft gehört und einige aus ihrer Mitte vorausgesandt, um sich über

unsern Weg zu vergewißern. Sie meldeten unsere Annäherung andern, welche sich einige Meilen vom Orte gelagert hatten, um den Bischof zu erwarten und ihm ein würdigeres Geleite zu geben. Der Häuptling der Chikagos war da und führte ihren Zug an. In einem kleinen Dorfe, nur drei Meilen von dem Hauptorte, wurde Kaffee bereit gehalten. Wir stiegen ab, setzten uns auf Matten von geflochtenem Stroh und nahmen ihre freundliche Bewirthung an. Dann fuhren wir über den Fluß und waren bald an Ort und Stelle. Auf unserm Wege zeigte Herr de Seille auf eine arme Mutter, die am Ufer saß mit einem kleinen Kinde in ihrem Schooße, das kürzlich getauft worden und jetzt dem Tode nahe war. Er sagte mir, es würde für sie ein großer Trost sein, wenn ich ihr meinen Segen geben und ihr von dem Glücke erzählen wollte, das ihren kleinen Engel erwartete. Ich that es und konnte an dem ruhigen und ergebenen Ausdruck ihres Gesichtes sehen, daß sie sich getröstet fühlte.

„Das Dorf der Chikagos ist nicht so groß als Pokegan, doch die Kapelle ist beinahe eben so groß. Sie ist jedoch ohne Decke und ohne ein Zimmer für den Missionär oberhalb. Da die Mission noch nicht lange besteht, so hatte Herr de Seille nur etwa einhundertundzwanzig Personen getauft, von welchen ich sechzehn firmte. Er mußte zwei Wochen daselbst bleiben, um mehrere zur Taufe vorzubereiten und einige zur ersten Kommunion. Er sagte, er finde es

etwas schwierig, die Indianer für ihre erste Kommunion vorzubereiten, weil er nicht hinlänglich Meister ihrer Sprache sei, um sich der passenden Ausdrücke zu bedienen, wenn er von der heiligen Eucharistie handelte. Er fängt nun an, dieselbe zu verstehen; allein wenn er zu ihnen spricht, so thut er es lieber durch seinen Dolmetsch, eine kanadische Frau, die von einer indianischen Mutter geboren und wirklich eine vortreffliche und verdiente Person ist. Sie ist siebenzig Jahre alt und doch noch kräftig und von einer wahrhaft wunderbaren Thätigkeit. Sie folgte uns zu Pferde und war stets bereit, uns beizustehen. Bei unserer Ankunft versammelten sich alle in der Kapelle, und Herr de Seille führte mich bei ihnen als ihren Bischof, als das Haupt aller andern „Schwarzröcke" in diesen Gegenden ein. Er setzte hinzu, daß ich auf Erden niemand über mir habe als den großen „Schwarzrock" jenseits der hohen See, das Haupt aller Christen in der Welt, den Papst. Er sagte ferner, jeder Schwarzrock, der zu ihnen komme, müsse als von dem Bischofe gesandt kommen und dann aufgenommen werden; sonst sollten sie nichts mit ihnen zu thun haben. Der Häuptling der Chikagos erwiederte ein paar Worte, um zu erklären, daß sie sehr erfreut wären, und versprach, sie würden den andern Morgen wiederkommen, um ihren Gefühlen einen deutlicheren Ausdruck zu geben. Nachdem sie uns demgemäß am Sonntag Morgens benachrichtigt hatten, daß sie bereit seien, setzten wir, Herr de Seille

und ich, uns auf zwei kleine Stühle in der Kapelle, und ungefähr zwölf der vornehmsten Männer kamen herein und nahmen ihren Sitz auf einigen der gegenüberstehenden Bänke. Der Häuptling der Chikagos hielt die Rede, deren Schlußsatz mir besonders auffiel. Nachdem er nämlich ihr Vertrauen auf Vater de Seille und auf mich und ihre Bereitwilligkeit ausgedrückt hatte, mich als ihren Bischof aufzunehmen, so wie ihren Wunsch, dies durch ein Geschenk an mich von einer halben Sektion, d. h. dreihundertzwanzig Acker ihres Landes zu beweisen, hob er Augen und Hände zum Himmel und sprach: Gott, wenn er wieder vom Himmel kommen werde, unsere Erde zu besuchen, werde jenes Landstück sehen (auf das er deutete), welches sie mir geben, und dies werde Ihm ihre aufrichtige Liebe zu seiner heiligen Religion und zu den Boten beweisen, die Er ihnen gesandt habe, um die Segnungen derselben ihnen mitzutheilen. Darauf antwortete ich durch den Dolmetscher. Wir machten dann unsere Vorbereitungen für die Messe und die Spendung des Sakraments der Firmung. Vor der Messe wurden sechs Kinder von mir getauft. Mein Unterricht handelte vom Gebete und den Gaben des heiligen Geistes. Herr de Seille erzählte mir, daß er in ihnen allen ein so tiefes Gefühl für die köstliche Gnade des Gebets und die dazu erforderliche Stimmung beobachtet habe, wie es nicht oft unter den bestunterrichteten Christen mehr begünstigter Länder gefunden werde. Ich sah einen ganz unzweideutigen Beweis davon in ihrem

Betragen in der Kapelle und in der rührenden ernsten Weise, wie sie auf den Unterricht horchten, ihre Gebete wiederholten und ihre Hymnen sangen, und ich wurde dadurch sehr erbaut. Von den sechzehn, die ich firmte, war einer ein alter Häuptling, der seit seiner Taufe ein so untadelhaftes Leben geführt hatte, daß man nie einen Fehler an ihm bemerkt hatte, noch eine Aeußerung von Ungeduld oder irgend eine andere Unvollkommenheit.

„Wir schliefen auf den Bänken der Kapelle und etwas Stroh von dem Boden, in unsere großen Mäntel gehüllt. Unsere Nahrung war gekochtes Korn, Fisch, Wildpret und wilder Truthahn — alles zu einem Gerichte klein zusammengehackt, nebst einigen Preiselbeeren mit Zucker gemischt, den sie von Bäumen gewinnen. Unser Trank war Wasser. Kaffee war nicht zu haben, obwohl dies der Hauptort war.

„Am Nachmittag wurde die Vesper in der Ottawa-Sprache gesungen und zwar mittelst gedruckter Bücher. Viele bedienten sich derselben, da sie sehr schnell lesen lernen und ein gutes Gedächtniß haben. Manche kannten den ganzen Inhalt ihrer Gebetbücher. Sie enthalten alle gewöhnlichen täglichen Gebete, und Andachten für die Beicht und Kommunion, einen ziemlich ausführlichen Katechismus und eine große Anzahl geistlicher Lieder, darunter viele von den vornehmsten Hymnen der Kirche. Unter andern sind das Pange lingua und die Vesperpsalmen für sie in die Ottawa-Sprache übersetzt. Ich wollte sie nach der Vesper

verlassen, daher kamen sie, ehe wir begannen, um die Urkunde über das der Kirche geschenkte Land zu unterzeichnen, welche wir in einer möglichst legalen Form abgefaßt hatten. Dabei war die unerläßliche Bedingung gesetzt, daß der Akt der Gutheißung ihres zeitlichen Vaters zu Washington, wie sie den Präsidenten der Vereinigten Staaten nennen, unterbreitet werden müsse. Obschon viele lesen können, so kann doch keiner schreiben; deshalb machten der Häuptling der Chikagos und einige seiner Freunde ihre Zeichen auf das Papier und zwei kanadische Händler, die anwesend waren, setzten ihre Namen als Zeugen bei. Es bleibt jetzt nur noch die Bestätigung des Präsidenten übrig.

„Nach einigen Abschiedsworten und nachdem ich ihnen meinen Segen ertheilt hatte, bestiegen wir unsere Pferde und wurden einige Meilen von einer großen Anzahl Indianer begleitet, welche, bevor sie uns verließen, von ihren Pferden stiegen und wieder um den Segen ihres Bischofs baten. Herr de Seille sollte zwei Wochen daselbst bleiben, um Unterricht zu geben und die Indianer für die Taufe und die erste Kommunion vorzubereiten. Einige Zeit nachher erhielt ich in Vincennes zwei lange Briefe von jenem vortrefflichen Missionär, worin er mir einen höchst interessanten Bericht über die Andachtsübungen der zwei Wochen gab, welche er daselbst zugebracht und nach deren Verfluß er achtzig getauft und dreißig zu ihrer ersten Kommunion zugelassen hatte. Er sagte, die

Ankunft eines Bischofs, eines Hauptmanns des wahren Gebets, wie sie ihn nannten, und des Oberhaupts der „Schwarzröcke" habe unter allen Indianern große Freude erregt. Sie erinnerten sich, als die Jesuiten nach der Eroberung Kanada's durch die Engländer das Land verließen, wie ihre Väter bis zu ihrem Tode auf ihre Rückkehr gehofft hatten, und da sie ohne jenen Trost sterben mußten, ihren Kindern auf das dringendste empfahlen, nach ihnen zu sehen, wenn sie kommen sollten, und sie aufzunehmen und ihnen als den wahren Boten Gottes zu glauben. Wir brachten die Nacht in dem Hause eines Ansiedlers fünfzehn Meilen von Chikagos zu und fanden das Haus so voll, daß viele auf dem Boden liegen mußten, wie ich es schon einmal auf dem Wege nach dem See gethan hatte. Hier hatten wir ein Bett zu zweit, was oft der Fall war. Auf jener ganzen Reise von sechshundert Meilen kamen wir selten an ein regelmäßiges Wirthshaus, aber fast jede Familie erlaubte uns an ihrer Mahlzeit theilzunehmen und gab uns einen Platz unter ihrem Dache. Bei unserer Abreise nahmen sie eine kleine Entschädigung an, die jedoch hinreichte, sie zu belohnen. Unser alter Freund — denn die Bekanntschaft eines Abends stellte ein solches Verhältniß zwischen uns her — sagte mir am Morgen, als ich nach der Rechnung fragte, daß er nichts zu nehmen pflegte, da er aber dies nicht wohl fortsetzen könne und doch jedem Fremdling zu helfen wünsche, so nehme er nur, was gerade hinreiche. Er

war von der Sekte der sogenannten „Christen.“ Nach dem Abendessen sagte er uns: Freunde, ich darf unsere Familienregel euretwegen nicht unterbrechen, wir sind im Begriffe, unsere Abendandachten zu halten. Ihr könnet bei uns bleiben oder wenn ihr euch lieber entfernen wollet, so will ich euch euer Zimmer zeigen. Wir dankten ihm und sagten, daß wir uns lieber entfernen wollten. Dies mißfiel ihm durchaus nicht, noch hielt es ihn ab, uns jede Aufmerksamkeit zu erweisen. Wir waren fast immer auf die Gastfreundschaft der Protestanten angewiesen und wurden von allen freundlich behandelt. Ich benützte in jeder Familie solche Gelegenheiten zur Unterhaltung, wie sie sich mir darboten, und ließ dabei Bemerkungen einfließen, die sie mit unserm Glauben und unsern Gebräuchen bekannt machen und einige der Vorurtheile beseitigen konnten, welche sie von ihren Eltern und den protestantischen Geistlichen der Orte angenommen hatten, aus denen sie gekommen waren, um sich im Westen anzusiedeln. Sie horchten auf das, was ich zu sagen hatte, und da bis jetzt noch sehr wenige protestantische Geistliche in diese abgelegenen Gegenden gekommen sind, so fand ich, daß es leicht sein würde, den Boden vorher einzunehmen, aber leider haben wir nicht die Mittel dies zu thun, noch Priester genug, sie an die zerstreuten Schafe des Hauses Israel zu senden, die der Gefahr ausgesetzt sind, ihren Glauben zu verlieren.

„Den Tag darauf erreichten wir Logansport, ein

schnell aufblühendes Städtchen an dem Kanal, der beinahe vollendet ist und den Wabasch mit dem Maumee am Fort Wayne und so den Eriesee mit dem Ohio und Missisippi durch die Staaten Indiana und Illinois verbinden wird. Ich fand daselbst eine gute Zahl Katholiken und versprach ihnen einen der ersten Priester zu senden, den ich bekommen könnte. Den andern Morgen las ich Messe und trat dann den Heimweg an, eine Reise, die einige Tage wegnahm und auf welcher ich durch Lafayetteville, Covington, Attika, Terrehaute kam. Es haben sich noch wenige Katholiken in diesen heranwachsenden Städten gesammelt, aber es werden bald mehr sein. Hätte ich zu Terrehaute Messe gelesen, so würden vielleicht etwa zwanzig Katholiken anwesend gewesen sein und manche Protestanten sich an sie angeschlossen haben, und hier zu Lande ist das ein genügendes Anzeichen, daß ein Missionär nothwendig ist. Gerade durch diesen Besuch in Europa hoffe ich zuversichtlich einige zu erhalten, die ich mit den edlen Gaben des Vereins werde unterstützen können und so werden Terrehaute und viele andere der gleichen Städtchen der Wohlthat eines Missionärs theilhaftig werden. Ich habe selbst in der Stadt Baltimore die interessante Erzählung derer angehört, die sich erinnerten, daß in ihrem Zimmer von einem Missionär Messe gelesen worden war, weil es noch keinen ständigen Seelenhirten daselbst gab, — in Baltimore, wo jetzt fünf Pfarrkirchen, eine

prächtige Kathedrale, ein Seminar und fünf Privatkapellen in den verschiedenen religiösen Genossenschaften und Spitälern zwölf Heiligthümer bilden, in welchen die einundzwanzig Priester, die mit ihrem Erzbischofe in jener Metropole leben, den Gottesdienst feiern. Arme Diözese von Vincennes, doch wir wollen auf Gott vertrauen, was für eine Veränderung können wenige Jahre durch seinen Segen und die Beharrlichkeit eifriger Seelen bewirken!

„Kurz nach meiner Zurückkunft kam Herr Lalumiere heim, und sein Reisebericht war sehr tröstlich. Er hatte mehr Katholiken gefunden als ich, und viele Orte waren bereit, einen Priester aufzunehmen. An drei Orten hatten sie angefangen, Kirchen zu bauen. Zu Fort Wayne waren sie eben daran, eine sechzig Fuß lange und dreißig Fuß breite fertig zu machen, und die Gemeinde zählt einhundertfünfzig katholische Familien. Ich fühlte mich glücklich, ihnen den hochwürdigen Herrn Ruff aus Metz in Frankreich zu senden, der erst kürzlich ordinirt wurde und die drei hier gewöhnlichen Sprachen spricht, französisch, englisch und deutsch. Von Deutschen leben sehr viele hier und in der Umgegend. Ich hatte Herrn Ruff vor meiner Reise nach Chikago zum Subdiakon und Diakon geweiht, und ihn nach dem Seminar von St. Louis gesandt, um seine geistlichen Exercitien zu machen, und dort wurde er von dem Prälaten Dr. Rosati zum Priester ordinirt.

„Wir haben bis jetzt noch kein Seminar, kein

Kollegium, keine religiöse Anstalt in irgend einem Theile der Diözese, außer der Akademie und Schule, die in Vincennes von vier barmherzigen Schwestern aus dem Hause von Nazareth in Kentucky gehalten werden. Sie waren einige Monate, ehe ich kam, nach Nazareth zurückgerufen worden. Meine erste Sorge war ihre Rückkehr sicherzustellen, und sie nahmen ihre Schule Ende des verflossenen April wieder auf. Als ich abreiste, hatten sie vier Kostgänger und ungefähr fünfzig tägliche Schüler."

Sobald er in seiner Diözese ankam, bemerkte er sogleich, daß es, um für ihre dringenden Bedürfnisse zu sorgen, nothwendig sein würde, Priester aus Europa zu erhalten. Die Ernte war bereits reif oder vielmehr sie war am Verderben, weil niemand da war, sie einzusammeln, und warten, bis sie unter sich Arbeiter gefunden und herangezogen hätten, konnte man nicht. Er beschloß jedoch, die oben beschriebene Visitation der Diözese anzustellen, um die Ausdehnung und genaue Beschaffenheit ihrer Bedürfnisse aus persönlicher Beobachtung kennen zu lernen. In seinen Briefen an seine Freunde, worin er seine Reise beschreibt, geht er in viele Einzelnheiten ein, welche in seiner Mittheilung an den Leopoldinischen Verein ausgelassen sind. In einem Briefe spricht er davon, daß er in den letzten sechs Wochen fünfhundertfünfzig Meilen zurücklegte. Er beschreibt sehr malerisch die kleinen Gruppen von Auswanderern, denen er begegnete, während sie das Land durchzogen und nach einer

neuen Heimat suchten, — seine Unterhaltungen mit ihnen und den zerstreuten Ansiedlern, wobei er jede Gelegenheit benützte, mit Ruhe und ohne zudringlich zu sein, ihre Vorurtheile in Betreff der katholischen Kirche zu entfernen und sie in ihren wahren Lehren und Grundsätzen zu unterrichten. Wo er von einer katholischen Familie hörte, sparte er keine Arbeit oder Anstrengung, sie ausfindig zu machen und zu besuchen, und seine Beschreibungen ihrer verlassenen Lage in der damaligen Wildniß sind sehr rührend. Bald ist es ein armer Neger mit seiner Familie, Auswanderer aus Maryland und Kentucky, die in den Wäldern leben und alle an die Thüre eilen, den Bischof zu bewillkommnen und seinen Segen zu erhalten; bald eine achtungswerthe weiße Familie, die unter Katholiken aufgewachsen, jetzt ohne Priester oder Messe oder katholische Nachbarn ist. Kein Wunder, daß dem armen Bischof das Herz darüber wehethat und daß er ausrief, wie in einem Briefe an Bischof David in gemischtem Latein und Französisch: „Ostium magnum apertum — moyens nul à present."

Aber in allen seinen Briefen kommt nicht ein Wort der Klage vor oder ein Ausdruck der Muthlosigkeit. Sein ganzes Leben war ein Akt gewissenhafter und immer zunehmender Selbstaufopferung gewesen, und die Schwierigkeiten, die ihm jetzt im Wege standen, dienten nur, seinen Eifer und seine Thätigkeit zu erhöhen. Sobald er sich mit dem Zustande seiner Diözese bekannt gemacht hatte, that er

die nöthigen Schritte, für ihre Bedürfnisse zu sorgen, soweit es in seiner Macht stand. Sein Herz wandte sich instinktmäßig nach seinem Vaterlande in der Stunde der Noth, und wiederum durchsegelte er den Ozean, um sich nach Missionären und nach einer Geldhilfe umzusehen, damit er seine Kathedrale vollenden und Schulen zur Erziehung der Jugend einrichten könnte. Seine Notizen und Aufzeichnungen deuten an, daß er sich an den Höfen und unter den hohen Persönlichkeiten, mit welchen sein Amt und der Zweck seiner Reise ihn in Berührung brachte, gar nicht an seinem Platze fühlte. Er wurde jedoch überall mit der größten Freundlichkeit aufgenommen. Er benützte auch die Gelegenheit, die „Limina Apostolorum" zu besuchen und für sich und seine Diözese den Segen des gemeinschaftlichen Vaters der Gläubigen zu empfangen, und eilte dann zurück nach seiner Heimat in der Wildniß.

Ein warmer Willkomm erwartete ihn bei seiner Zurückkunft in seiner Bischofsstadt, denn alle, Protestanten wie Katholiken, waren an ihren guten Bischof sehr anhänglich geworden. Und nun begann eine neue Reihe von Arbeiten, die nur mit seinem Leben endigen sollten, das sich seinem Schlusse näherte. Mit den Hilfsmitteln, welche in Europa zu seiner Verfügung gestellt worden waren, errichtete er ein Diözesan-Seminar in seiner bischöflichen Stadt, ein Waisenhaus und eine Freischule. Der Ueberschuß wurde dazu verwendet, seine Kathedrale zu vollenden und

kleine Kirchen an gewissen Punkten errichten zu helfen, wo sie am meisten nöthig waren.

Er brachte zwanzig Priester und Seminaristen aus Frankreich mit[1]); allein wenn gleich seine Gesundheit bereits angefangen hatte abzunehmen, arbeitete er noch immer wie einer in der Vollkraft des Mannesalters. Daheim war er zugleich der Bischof, der Seelsorger der Gemeinde, der Professor der Theologie für sein Seminar und ein Lehrer an einer seiner Akademien. Er schrieb zweimal des Monats an jeden Priester seiner Diözese und theilte ihnen so von jenem Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen mit, welcher beständig alle seine Gedanken und Handlungen erfüllte. Er besuchte wiederholt jeden Theil seiner Diözese und überall, wohin er

---

[1]) Wie wir gesehen haben, waren, als er in seiner Diözese ankam, nur drei Priester da und einer von diesen war ihm blos geliehen. Im Jahre 1839, seinem Todesjahre, führt der katholische Almanach den Stand seiner Diözese folgendermaßen an:

Kirchen	23
Kirchliche Gebäude	6
Gelegentlich besuchte Stationen	28
Geistliche auf der Mission	22
Geistliche, sonst verwendet	2
Religiöse Genossenschaften	2
Theologisches Seminar	1
Kollegium für junge Leute	1
Weibliche Akademie	1
Freischulen	2

gieng, erfüllte er alle Pflichten eines gewöhnlichen Seelsorgers. Indiana und Illinois hatten sich damals, wie bekannt, in jenes großartige System von Verbesserungen im Innern des Landes eingelassen, das für den Augenblick so kläglich endigte. Die Arbeiter an diesen Werken, meist irische Auswanderer, litten sehr von der Cholera und von bösartigen Fiebern. Was Bischof Bruté besonders schmerzte, war, daß er nicht für die geistlichen Bedürfnisse dieser armen Leute sorgen konnte, deren lebendiger Glaube und edler offener Charakter ihn so sehr für sie eingenommen hatte. Er gieng oft selbst unter sie, hörte ihre Beichten, feierte die Messe für sie in ihren elenden Hütten, und bereitete die Kranken und Sterbenden zu dem schrecklichen Uebergange in die Ewigkeit vor. Wie Dr. Mac Caffrey sagt: „Schwierigkeiten, welche fast jeden andern entmuthigt haben würden, dienten nur, seinen Eifer und seine Nächstenliebe zu vermehren. Nachdem er eine Reise von vierhundert Meilen in einem solchen Zustande körperlicher Leiden unternommen hatte, daß er auf seinem Pferde nicht aufrecht sitzen konnte, vollendete er dennoch dieselbe ohne die Unterbrechung eines einzigen Tags. Kurz vor seinem Tode verließ er Vincennes, um eine entfernte Mission zu besuchen, die er bereits dreimal innerhalb des Jahres besucht hatte, und obschon er so schwach und abgezehrt war, daß er seinen wankenden Leib kaum aufrecht erhalten konnte, so machte er doch in der Abwesenheit des Seelsorgers an demselben

Tage drei Versehgänge zu entfernten Kranken und spendete fast sterbend jenen, die der irdischen Auflösung nicht näher schienen als er selbst, die Tröstungen der Religion."

So war er bis zum letzten Augenblicke. Sein entschlossener Wille und glühender Eifer schienen über die schmerzhafte Krankheit zu triumphiren, welche seinen Körper zerstörte, und als er nicht mehr länger selbst arbeiten konnte, ermunterte er jene, welchen die Aufgabe übertragen war, durch begeisterte Worte. Seine Briefe aus jener Zeit heben auch einen Zug seines Charakters, der ihn immer ausgezeichnet hatte, noch stärker hervor, gerade weil er selbst nicht mehr zu arbeiten vermochte; ich meine seine liebevolle Rücksicht für andere. Es schien ihm wehe zu thun, Befehle zu geben, ohne an der Arbeit, die zu ihrer Ausführung nothwendig war, seinen Antheil nehmen zu können. Unter den Priestern seiner Diözese war damals der hochwürdige Michael Shaw, ein Konvertite, welcher früher, wie ich glaube, Offizier in der britischen Armee gewesen war. Ich habe eine große Anzahl von Notizen und Briefen in meinem Besitze, welche der gute Bischof in den letzten Jahren seines Lebens an ihn schrieb. Sie sind ganz unstudirt, geschrieben wie der Augenblick sie eingab, aber voll Interesse, nicht nur weil sie alle die schönen Züge seines Charakters hervorheben: seinen lebendigen Glauben, seine rastlose Thätigkeit und seinen glühenden Eifer, sondern auch weil sie einen Einblick in die

Natur seiner Verwaltung gewähren. Sie zeichnete sich, wie ich bemerkt habe, durch die unermüdetste Energie und Beharrlichkeit aus. Kein gutes Werk, das einmal unternommen war, durfte je wieder stille stehen, und es ist unmöglich zu begreifen, wie so vieles in so kurzer Zeit gethan wurde, zumal da das meiste davon geschah, während die Staaten Indiana und Illinois von den schwersten finanziellen Verlegenheiten heimgesucht wurden.

Aber endlich weigerte sich der arme Körper, welchem er so viele Jahre wenig Ruhe gegönnt hatte, länger zu arbeiten. Ich kann die Schlußscenen seines ereignißvollen und so rühmlich zugebrachten Lebens nicht besser beschreiben als mit den Worten der schönen Rede, aus welcher ich oft Stellen angeführt habe. Der Verfasser derselben empfing die Einzelnheiten aus dem Munde derer, die Zeugen davon gewesen waren. „Der Tod," sagt er, „welcher für einen Mann, dessen Gedanken, Hoffnungen und Neigungen alle ihren Mittelpunkt in einer besseren Welt hatten, kein unwillkommener Besucher sein konnte, fand ihn die Hände voll guter Werke und einzig verlangend, aufgelöst zu werden und bei Christus zu sein. Von unüberwindlicher Geduld und Ergebung unter den heftigsten Leiden, voll zarter Frömmigkeit, ruhig, innerlich gesammelt, und seine besonderen Tugenden bis zuletzt glänzend bewährend, stellte er ein schönes Beispiel auf von der Art, wie ein Christ sich vorbereiten sollte, um seine Laufbahn glücklich zu vollenden und die

Krone einer glorreichen Unsterblichkeit zu gewinnen. In dem Maße als seine Körperkraft abnahm, nahm seine Andacht zu. Er suchte keine Erleichterung für seine Schmerzen; im Gegentheil sehnte er sich, noch mehr zu arbeiten und zu dulden, in der doppelten Absicht, andern Gutes zu thun und seinem gekreuzigten Erlöser mehr ähnlich zu werden. Als er nicht mehr gehen oder stehen konnte, wollte er wenigstens aufsitzen und an jemand schreiben, dem er durch seine Correspondenz zu nützen hoffen konnte, und zu seiner Umgebung sprach er über fromme Gegenstände, z. B. über die Liebe Gottes, die Gleichförmigkeit mit seinem heiligsten Willen oder die Andacht zur seligsten Jungfrau mit der Salbung eines Heiligen und der Glut eines Seraphs. Noch sechs Stunden vor seinem Tode schrieb er eigenhändig und ohne viel Mühe und Beschwerde mehrere rührende Briefe an Personen, welche leider die Uebung ihres Glaubens aufgegeben hatten und an welche er, schon dem Tode nahe, um ihrer Seelen willen diese letzte Ansprache zu richten wünschte, während die Pforten der Ewigkeit schon für ihn geöffnet waren. Diese letzten kostbaren Tage seines Lebens wurden auf diese Art ganz mit Werken der Nächstenliebe zugebracht, um diejenigen zu unterrichten, zu erbauen und zu trösten, die bei ihm waren, und sich mit seinem Gotte auf das innigste zu vereinigen, welchen er bald von Angesicht zu Angesicht zu sehen und für immer zu genießen hoffte. Er zog es oft vor, allein gelassen zu werden, damit

er sich desto freier seinen frommen Gefühlen hingeben könnte, und deshalb wollte er niemand erlauben, Nachts bei ihm zu wachen, bis sein Todeskampf begonnen hatte. Wenn seine Freunde voll zärtlicher Theilnahme zu wissen wünschten, was sie thun könnten, um seine Leiden zu lindern, so pflegte er ihnen damit zu antworten, daß er auf irgend eine Stelle aus der heiligen Schrift oder auf ein Kapitel der Nachfolge Christi hinwies, das er vorgelesen haben wollte, oder daß er sie bat, einige Gebete für seinen glücklichen Tod zu verrichten. Nicht die heftigsten Schmerzen konnten ihm einen einzigen Laut der Klage auspressen. „Der Wille Gottes geschehe," war die beständige Sprache seiner Lippen, wie es die vorherrschende Stimmung seines Herzens war. Als er sich vorbereitete, die heilige Wegzehrung zu empfangen, schrieb er an uns mit dem wahren Geiste heiliger Demuth, indem er um die Gebete unsers Seminars und der Schwestergemeinde nachsuchte, und für alle Aergernisse und bösen Beispiele um Verzeihung bat, die er je irgendeinem an beiden Anstalten gegeben haben könnte. Einige Tage vor seiner Auflösung sammelten sich die Kräfte seiner von Natur starken Constitution auf einige Zeit wieder, und sein Arzt versprach ihm wenigstens eine vorübergehende Wiederherstellung; er aber erklärte dem Arzte, daß er im Irrthum sei, und nannte genau die Zeit seines nahen Verscheidens, mochte er es nun auf übernatürliche Weise oder sonst erkennen. Er gab selbst die Befehle,

sein Grab zu bereiten, und ordnete die Art seines Begräbnisses und den dabei zu beobachtenden Ritus so ruhig an, wie wenn er eine gewöhnliche Pflicht erfüllte. Am Morgen des Tags vor seinem Tode bemerkte er dem Geistlichen, welcher ihn mit unverdrossener Sorgfalt und Hingebung pflegte: „Mein liebes Kind, ich habe noch den ganzen Tag mit dir zuzubringen, morgen bin ich bei Gott.“ Gegen einen andern frommen Freund gebrauchte er diese einfachen aber ausdrucksvollen Worte: „Ich bin im Begriffe heimzugehen.“ Der Himmel war in der That seine Heimat; er hatte ihn immer als solche betrachtet, dort war sein Schatz, dort sein Herz; er hatte sich immer gesehnt, bei Gott zu sein und „Ihn zu sehen, wie Er ist,“ und jetzt öffnete sich ihm die Thüre des Vaterhauses und Engel waren bereit, seinen scheidenden Geist aufzunehmen und ihn an seinen Ruheort zu geleiten. Er fühlte sich deshalb glücklich mitten unter den Schmerzen und Schrecken des Todes; denn er hoffte mit Zuversicht, daß er nur in die Heimat gieng. Nachdem er das letzte Sakrament empfangen, verlangte er, daß man die Gebete für Sterbende vorlesen sollte, welche er bis zuletzt mit frommer Inbrunst beantwortete, und dann am Morgen des 26. Juni um halb zwei Uhr übergab er sanft und ruhig seine Seele in die Hände seines Schöpfers.

„Sein Tod wurde als ein allgemeines Unglück bejammert; besonders beweinten ihn die Armen, die Wittwen und Waisen. Das Volk von Vincennes

fühlte, daß es einen allgemeinen Wohlthäter verloren hatte, und seine eigene Heerde, sowohl Klerus als Laien, beklagten mit tiefstem Schmerze den Tod eines solchen Seelenhirten. Alle trauerten einmüthig um den Gelehrten, den Menschenfreund und den Heiligen. Schaaren von Personen jeden Ranges und aller Sekten besuchten seinen Leichnam und wohnten den Ceremonien seiner Beerdigung an. Der Maire und die bürgerlichen Behörden und die gelehrten Gesellschaften von Vincennes beschlossen, bei seiner Leichenfeier gegenwärtig zu sein. Die ganze Bevölkerung strömte hinaus, um in feierlicher Stille seine verehrten Ueberreste nach ihrem letzten Ruheplatze auf Erden zu begleiten. [1])"

Bischof Bruté war schlanken Wuchses und hager, aber von Natur aus stark, und kräftig. Seine Züge waren offen, sein Gesicht voll Geist und durch jenen eigenthümlichen freundlichen Ausdruck ausgezeichnet, der so oft an sehr frommen Personen bemerkt worden ist; es war gleichsam ein himmlischer Glanz, der aus der reinen und heiligen Seele in ihm hervorstrahlte und oft auf jene, die ihm nahten, einen lebhaften Eindruck machte. Bischof Bruté wurde zuerst unter dem Heiligthum der gegenwärtigen Kathedrale begraben. Im Monat November 1840, als der Flur des Heiligthums erhöht und der ganze Boden unterhalb ausgegraben wurde, um für eine unter-

---

[1]) Discourse by Reverend Mac-Caffrey.

irdische Kapelle Raum zu gewinnen, wurde der Leib entfernt und unmittelbar hinter dem Altare dieser Kapelle beigesetzt, wo er seitdem geblieben ist.[1])

Das Andenken an den guten Bischof Bruté, wie er noch immer genannt wird, hat durch die Zeit nicht abgenommen. Jene, die ihn kannten und durch seine Lehren und sein Beispiel zur Tugend erzogen wurden, sprechen noch gerne von ihm, wiederholen seine Worte und erzählen die Ereignisse seines heiligen Lebens. Unter allen frommen Missionären, die Gott

---

[1]) Die Inschrift an der Mauer über seinem Grabe, welche Bischof Rosati verfaßte, ist folgende:

Hic jacet Simon Gabriel Bruté, Episcopus Vincennensis. Primitus Rhedonis in Galliis XII Kal. Ap. MDCCLXXIX. Humanioribus literis in patria, severioribus in Parisiensi Academia, et tandem divinis in celeberrimo S. Sulpitii Seminario operam felicissimam dedit.

Inter Olerii discipulos annumeratus religionis propagandae desiderio flagrans ex Galliis Americam navigavit, Anno MDCCCX. Hic Juventutis institutioni addictus Baltimorensi S. Mariae Collegio primum praefuit. Tum in monte S. Mariae ad Emmetsburguma dolescentibus iis prasertim qui in Sorte Domini vocantur humanis et ecclesiasticis disciplinis verbo et exemplo excolendis indefessus incubuit. A Gregorio XVI. Pontifice Maximo ad Vincennopolitanam Sedem nuper erectam omnibus acclamantibus appellatus humilis Christi discipulus solis suis oculis vilis ut pastorale munus susciperet adduci vix potuit. In Ecclesia Cathedrali S. Ludovici Episcopus inunctus et consecratus V. Kal. Nov. MDCCCXXXIV. novam Dioecesim solus perlustravit. Supremum diem obiit VI. Kal. Julii MDCCCXXXIX.

von Zeit zu Zeit gesandt hat, um den Samen des Glaubens in diesem Lande auszustreuen, wird kein Name öfter wiederholt als der seinige, und so fördert der unsterbliche Einfluß seines schönen Beispiels noch immer die gute Sache, welcher sein Leben geweiht war, — das Heil der Seelen und die größere Ehre Gottes.

Jugenderinnerungen
des
Bischofs Bruté
aus der Schreckenszeit der französischen Revolution.

„Nos insensati vitam illorum aestimabamus insaniam et finem illorum sine honore — ecce quomodo computati sunt inter filios Dei, et inter sanctos sors illorum est.“

Lib. Sap. Cap. V. 4, 5.

Als ein Knabe von vierzehn Jahren wurde ich im Jahre 1793 von meiner Familie oft nach den Gerichtshöfen geschickt, welche in unserer Stadt Rennes ihre Sitzungen hielten, um Nachrichten über die Verhöre unserer Priester zurückzubringen. Wegen des fürchterlichen Schreckens, welcher herrschte, und aus Furcht, sich der Gefahr auszusetzen, wenn sie ihre Gefühle mitten unter dem wilden Pöbel offenbarten, der gewöhnlich anwohnte, getrauten sich erwachsene Leute nicht hinzugehen. Ich selbst hatte nie den Muth, den Opfern zum Schaffote zu folgen, aber ich gieng nach den Gerichtshöfen. Es hielten damals drei Tribunale zuweilen an demselben Tage ihre Sitzungen und sandten ihre Opfer zur Guillotine oder Fusilade,

nämlich das regelmäßige Kriminalgericht, vor welches gewöhnlich die Priester gebracht wurden, das Revolutionstribunal, welches sich hauptsächlich mit den sogenannten politischen Verschwörern befaßte, und vor welches wenige Geistliche kamen, — ich erinnere mich nicht, je einen dort gesehen zu haben — und die Militärkommission, wo jene abgeurtheilt wurden, die man in Waffen oder an dem Orte irgend eines Gefechts ergriffen hatte. Einmal war ich daselbst Zeuge des Prozesses eines Bruders der christlichen Schulen. Die drei Tribunale beobachteten jedoch keine sehr strengen Grenzen der Gerichtsbarkeit, aber ich besuchte selten ein anderes als das Kriminalgericht. Wenn ich dem Verhöre dieser heiligen Opfer anwohnte, konnte ich fast Wort für Wort die verschiedenen Fragen und Antworten wiederholen, und ich habe oft bedauert, daß ich sie damals nicht gleich niederschrieb, aber ich wagte in der That nicht es zu thun; denn so niederdrückend war die Furcht, irgendwelche Aufzeichnungen aufzubewahren, die bei den häufigen und plötzlichen Haussuchungen hätten gefunden werden können, daß die werthvollsten und interessantesten Papiere und sogar gedruckte Dokumente vernichtet wurden, besonders in Familien, die dem Verdachte und der Gefahr ausgesetzt waren, wie aus so vielen Gründen die unsrige. Ich erinnere mich noch, daß ich, um eine Abschrift des Testaments Ludwigs XVI. zu bewahren, es in eine gut verkorkte und versiegelte Flasche steckte und im Boden vergrub; aber als ich lange Zeit nachher sie wieder

ausgrub, hatte die Nässe ihren Weg in die Flasche gefunden und das Papier beinahe zerstört. Später, als ich in besseren Zeiten meine Erinnerungen hätte niederschreiben sollen, vertraute ich auf mein Gedächtniß und verschob es zu thun; und jetzt (1818), wo ich endlich den Versuch gemacht habe, meine Erinnerungen aufzuzeichnen, finde ich, daß ein großer Theil meinem Gedächtnisse entschwunden oder bis auf einen gewissen Grad unklar und unsicher geworden ist. Ich habe indessen die folgenden Blätter so korrekt als möglich niedergeschrieben und die Umstände genau so erwähnt, wie sie vorkamen und entweder von mir selbst erlebt oder mir damals von solchen erzählt wurden, die jede Gelegenheit hatten, gut unterrichtet zu sein. Es würde für mich sehr schwierig sein, andern etwas anderes als einen allgemeinen Begriff von unserer Lage und den Eindrücken zu geben, unter welchen wir damals lebten. Während ich meine zerstreuten Erinnerungen sammle, kommt das Ganze mir sehr lebhaft zurück und ich f ü h l e gleichsam wie damals, aber es würde andern unmöglich sein, sich mit Geist und Herz an unsere Stelle zu versetzen und sich wirklich vorzustellen, was der gewöhnliche Zustand der Katholiken zur damaligen Zeit war. Während der Verfolgung war die größere Zahl der Priester der Diözese entweder guillotinirt oder erschossen oder nach den Strafkolonien abgeführt worden. Die Bejahrteren und Kranken wurden in das Kastell von Mont St. Michael eingesperrt (ungefähr fünfzig Meilen von Ren-

nes). Von den wenigen, die in tiefer Verborgenheit blieben, wurden einige fast täglich entdeckt und nach dem Gesetze mit jenen, welche sie beherbergt hatten, innerhalb vierundzwanzig Stunden zur Guillotine geführt. Alle Kirchen der Diözese waren in Besitz genommen und zu profanen Zwecken verwendet worden. Einige wurden als Magazine für Fourage, Heu u. s. w. gebraucht, einige in Kasernen und Ställe verwandelt, einige in Fabriken, und einige von jenen, welche sie kauften, in Wohnhäuser verändert; manche wurden bis auf den Grund niedergerissen und das Material verkauft, um für neue Straßen Platz zu gewinnen, andere zu den allerschlimmsten Zwecken verwendet, aber dadurch erhalten; man verwandelte sie nämlich in Tempel für die Dekaden, die Feste des Nationalkalenders, oder für die Clubs und politischen Versammlungen. Alle die alten und besten Familien, die eifrigsten für die Religion waren nicht nur jeder öffentlichen Ausübung derselben beraubt, sondern konnten kaum ihre geheimen und Privatandachten im Innern ihrer Häuser verrichten. Es war gesetzlich und bei Geldstrafen und Einsperrung verboten, den Sonntag zu beobachten oder ihn irgendwie von gewöhnlichen Tagen zu unterscheiden, während die Dekade, oder jeder zehnte Tag, der an die Stelle des Sonntags gesetzt worden war und den gesetzlichen Ruhetag bildete, unter denselben Strafen eingeschärft wurde, indem man die Arbeit ruhen lassen, die Läden verschlossen halten mußte u. s. w. Ein solcher Zustand der

Dinge, welcher für die ganze Bevölkerung von dem Ende des Jahres 1792 bis 1795 dauerte, hatte in jenen, welche ihrem Glauben noch getreu blieben, in Betreff der künftigen Aussichten der Religion in Frankreich den größten Kleinmuth erzeugt. Dies war besonders der Fall zu gewissen Zeiten, wenn jene, die in unserm unglücklichen Lande das Ruder führten, ihre Absicht offenbarten, jede Spur des alten Glaubens auszurotten. Es wäre jetzt unmöglich, die peinlichen Eindrücke jener Zeiten vollständig wieder in's Gedächtniß zu rufen oder sie denen fühlbar zu machen, welche jene schwere Prüfung nicht erlebten. Ich habe versucht, eine Schilderung unserer Sonntage zu geben, wie ich mich noch daran erinnere, und wie sie im Hause meiner theuern Mutter gefeiert wurden, die so entschieden alles that, was in ihrer Macht stand, um uns für die Religion, für jene bessern Tage zu bewahren, denen sie immer mit Zuversicht entgegen sah. Ich könnte viele seltsame Dinge über die profane Feier der Feste der Vernunft erzählen, wie sie genannt wurden. Das Zeitalter der Vernunft, wie Payne sich ausdrückt, war, so hofften sie, in unserm Frankreich nun fest begründet, und jede Dekade wurde durch irgend eine neue Erfindung geheiligt. Ich kann noch jetzt mit dem Auge meines Geistes die sonderbaren Prozessionen sehen, welche sie durch die Straßen der Stadt in jenen Tagen anstellten, wenn sie zum Tempel der Vernunft wallten. Dieselben wurden von Jünglingen gebildet, am Feste

der Jugend, von ergrauten Männern, die zu diesem Zwecke da und dort aufgerafft wurden, am Feste des Greisenalters, von Landwirthen, welche die Werkzeuge des Ackerbaues mit sich trugen, am Feste des Ackerbaues, von Handwerkern mit ihren Handwerkszeugen an den Tagen der Künste. In dem Monat „Fruktidor" hatten sie Ausstellungen von Früchten und den verschiedenen Erzeugnissen des Bodens. Jetzt scheint es alles wie ein Traum, und diese Ausstellungen und Prozessionen haben etwas Lächerliches, wenn man sie in dem trüben Lichte der Erinnerung, die davon zurückgeblieben ist, betrachtet. Jene, welche sie eingeführt hatten, meinten, sie würden die Menge gewöhnen, ohne Religion auszukommen, ausgenommen die Naturreligion, wie sie es nannten. Jede Dekade suchten sie durch neue Erfindungen pomphaften Gepränges oder durch philosophische und sentimentale Darstellungen anziehender zu machen, indem sie damit besondere Ovationen und Gesänge verbanden — Bürgerbankete und öffentliche Spiele, welche sie nach den alten griechischen und römischen Republiken copirten. Das erste Jahr dieser profanen und systematischen Versuche, die christliche Religion aus dem Herzen des Volkes auszurotten und es ungläubig zu machen, brachte der Menge immer so viel Neues und Interessantes, daß es einen Eindruck hervorbrachte, von dem man sich jetzt schwer einen richtigen Begriff machen könnte. Aber selbst damals war die Wirkung oft sehr lächerlich, und die Wiederholung jeder Dekade

hatte immer etwas mehr Gezwungenes und Langweiligeres. So waren die Zeiten das beste Merkzeichen, an welchem wir die langsame aber gewisse Zurückkehr der wahren und alten Religion ermessen konnten. Selbst das Andenken an jene erbärmlichen Schaustellungen ist jetzt verschwunden; z. B. das Fest der Ehescheidung! Wer kann sich jetzt einen Begriff von der Art machen, wie es gefeiert wurde? Es war an einer der Dekaden im Tempel der Vernunft, — ein Schauspieler vom Theater der Redner des Tags! Ich habe noch seine gedruckte Rede in meinem Besitze — alles wüthender Unsinn gegen die Religion, und wie sie unsere Freiheit unterdrücke, indem sie die Ehe unauflöslich mache u. s. w. Diese Dinge sind vorbei und vergessen, aber die bewunderungswürdigen Tugenden, welche damals von jenen heiligen Bekennern entfaltet wurden, die ihrer Religion getreu blieben, werden, im Buche des Himmels aufgezeichnet, ewig fortleben.

Es war meine Absicht, in den folgenden Blättern einige jener Scenen der Treue und des christlichen Heldenmuthes aufzuzeichnen, wie das Gedächtniß sie mir zurückbrachte. Nachdem ich sie im Jahre 1818 niedergeschrieben hatte, fand ich, daß mehrere derselben auch von dem Abbé Carron erzählt worden waren; aber viele Fälle werden in seinen kostbaren Memoiren nicht erwähnt; der erste z. B., von dem ich eine Skizze gab, der des Herrn Raoul, von dem ich Zeuge war. Obwohl es beinahe siebenundzwanzig

Jahre sind, so ist der Auftritt doch noch so lebhaft in meiner Erinnerung, wie wenn ich noch hinter dem Sitze des heiligen Bekenners stände, während nichts zwischen uns war als das Geländer des Tribunals. Wie schlug mein armes Herz so heftig während der Gerichtsverhandlung!

Verurtheilung des Priesters und der drei Schwestern von La Chapelle St. Aubert in der Diözese Rennes.

„Herr Raoul und die drei guten Schwestern von La Chapelle St. Aubert sind ergriffen und gestern in die Stadt gebracht worden; heute sollen sie abgeurtheilt werden." Dies war die traurige Kunde des Morgens, und ungefähr um acht oder neun Uhr sah ich sie unter unsern Fenstern auf ihrem Wege nach dem Gerichtshofe vorübergehen, gefolgt von dem Pöbel, welcher sie mit dem gewöhnlichen Geschrei „à la Guillotine" begleitete. Ich gieng ihnen sogleich nach, und so jung ich war, schlich ich von Platz zu Platz, bis ich so nahe kam, daß ich unmittelbar hinter Herrn Raoul stand, der auf der Bank saß. Meine verschlungenen Arme ruhten auf dem Geländer und berührten fast seinen Rücken. Die Schwestern saßen auf einer Bank gegenüber. Die Richter hatten ihre Sitze auf einer höhern Bühne, ungefähr in gleicher Linie mit den Köpfen der Gefangenen und der Gensdarmen. Der Präsident des Hofs war Bouassier, welcher ein angesehener Advokat von Rennes gewesen war und vor der Revolution als ein guter rechtschaf-

sener Mann angesehen wurde; aber er war ein Philosoph, wie unsere französischen Deisten genannt wurden. Von Natur gutmüthig, wurde er allmälig von einem Excesse zum andern fortgezogen oder vielmehr fortgestoßen und blieb dann in seiner schrecklichen Stellung aus persönlicher Furcht.

„Dein Name und Alter,“ sprach der Präsident. „Raoul-Bodin,“ antwortete der Priester; den zweiten Namen weiß ich nicht gewiß; siebzig Jahre alt oder vielleicht älter, ich erinnere mich nicht genau, aber ich sehe den würdigen Mann noch, wie er dasaß, von schlankem Wuchse, sehr mager, mit einer kahlen Stirne, ganz grauen Haaren und einem ruhigen, edlen und wahrhaft heiligen Angesichte. „Dein Stand?“ — „Ein Priester, Pfarrer von La Chapelle St. Aubert.“ „Hast du den Bürgereid abgelegt?“ — „Nein, Bürger.“ — „Warum nicht?“ wurde dann gefragt, und er antwortete, weil er es mit seinem Gewissen nicht vereinigen konnte. Zwei oder drei kurze Fragen und Antworten mögen dann noch stattgefunden haben, deren ich mich nicht mehr entsinne, aber ich erinnere mich noch deutlich, daß der gute Alte anfing, zu Gunsten der drei Schwestern zu sprechen, in deren Haus er verhaftet worden war. Er sprach in einer sehr ruhigen, aber rührenden und ausdrucksvollen Weise zu dem Präsidenten und zu dem Hofe ein paar Minuten lang, bis ihm wiederholt Stillschweigen geboten wurde. Der Klang seiner Stimme tönt noch in meinen Ohren; seine Worte lauteten ungefähr so:

„Bürger, Richter! Wollet ihr diese armen Frauen hinrichten lassen wegen einer Handlung der Gastfreundschaft, die der öffentlichen Wohlfahrt so unschädlich, so natürlich und ihres mitleidigen Herzens so würdig war, nachdem ich mehr als zwanzig Jahre ihr Seelsorger gewesen bin? Verschonet sie, Bürger, es geziemt sich besser für die Republik, Gnade zu erzeigen u. s. w." — „Stille! Sie müssen für sich selbst sprechen. Stille! Es ist nicht deines Amtes, das Tribunal zu ihren Gunsten anzureden. Stille, Bürger!" Er wurde gezwungen zu schweigen und setzte sich nieder (er war aufgestanden, während er sprach) und blickte nach den armen Schwestern hin, die dann nach einander aufgerufen wurden, ihren Namen und ihr Alter anzugeben und anzuerkennen, daß sie den Priester kannten und ihm gegen die Beschlüsse der Nation eine Zuflucht gewährten. Es waren drei ältliche Schwestern zwischen fünfundvierzig und fünfzig Jahren; ihr Aeußeres und ihre Kleidung verrieth, daß sie den höhern Ständen angehörten; ihr Benehmen vor Gericht war ruhig und ungezwungen. Sie lebten auf ihrem Landgute zu Chapelle St. Aubert. Eine von ihnen war eine Nonne gewesen, wurde durch die Dekrete des Konventes aus ihrem Kloster vertrieben und genöthigt, heimzukehren und bei ihren Schwestern zu leben. Sie war jetzt gekleidet wie diese, und saß als die letzte in der Reihe auf der Bank und wurde auch zuletzt aufgerufen, zu antworten. Zu den Antworten, welche ihre Schwestern auf die Fragen

der Richter gaben, setzte sie noch hinzu, daß sie nach ihrer Vertreibung aus ihrem Kloster keine Heimat gehabt habe und genöthigt gewesen sei, zu ihren Schwestern zurückzukehren und von ihrer Güte zu leben; sie falle deshalb nicht unter die strengen Bestimmungen des Gesetzes gegen jene, welche den Priestern Schutz gewähren. Die Entschuldigung schien gewiß annehmbar, gab aber keinen Anlaß zu einer besondern Berathung unter den Richtern, sondern wurde augenblicklich auf eine sehr rohe Weise abgewiesen als ein unzeitiger und nutzloser Versuch, ihre Sache von der der andern zu trennen.

Sie fing dann zu Gunsten des guten Greisen zu sprechen an, wie er für sie gethan, aber in einer mehr ernsten und strengern Weise; wie grausam es sein würde, einen so heiligen und unschuldigen Mann zu tödten, der kein Verbrechen begangen habe, sondern dessen ganzes Leben damit zugebracht worden sei, allen und namentlich jenen Gutes zu thun, die der Republik so besonders theuer seien, den „Sansculotten," den Armen, den Bejahrten, den Kleinen. Es wurde ihr wiederholt befohlen, stille zu sein, aber sie wurde nur um so heftiger, bis man sie zwang, still zu schweigen und der Sache ihren Lauf zu lassen.

Das Verhör von allen vier Personen hatte nur eine kurze Zeit weggenommen; es war in der That eine bloße Formalität, da der Buchstabe des Gesetzes ganz bestimmt aussprach: „Der Priester und die ihn beherbergten, sollen innerhalb vierundzwanzig Stunden

nach ihrer Festnehmung hingerichtet werden." Der Präsident schritt dann, nachdem er sich kaum einen Augenblick mit den andern Richtern besprochen hatte, zur Anwendung dieses grausamen Gesetzes und fällte das Todesurtheil im Namen der Republik über den Priester Raoul und die drei Schwestern, welche ihm eine Zuflucht gegeben hatten, indem er den gewöhnlichen Befehl beifügte, daß alle in dem Hause gefundenen religiösen Gegenstände, welche nach den Worten des Urtheils „das Spielzeug des Fanatismus" genannt wurden, neben dem Schaffote verbrannt werden sollten.

Als das Urtheil gesprochen war, konnte die Nonne ihre Gefühle der Entrüstung nicht zurückhalten. Sie erhob sich von ihrem Sitze, riß von ihrer Haube die Nationalkokarde, welche selbst die Frauen in diesen Tagen des Wahnsinns tragen mußten, trat sie mit Füßen und richtete abwechselnd an die Richter und das Volk einige Worte strengen Vorwurfs: „Barbarisches Volk," rief sie aus, „unter welchen wilden Nationen ist die Gastfreundschaft je zu einem todeswürdigen Verbrechen gemacht worden?" Ich kann mich jetzt nicht mehr ihrer andern Ausdrücke erinnern, nur daß sie an den höhern Richterstuhl Gottes appellirte und sein Gericht über sie herabrief. Ihre Schwestern versuchten inzwischen, ihr Einhalt zu thun und sie zum Schweigen zu bringen. Diejenige, welche ihr zunächst saß, zupfte sie sachte an ihrem Kleide (ich kann sie jetzt noch sehen), um ihr zu wehren.

Bald herrschte tiefe Stille, und der Richter hielt wie gewöhnlich eine beschimpfende Anrede an die Opfer und besonders an den Priester mit bittern Vorwürfen über ihren Fanatismus, wie er es nannte. Auch an die Zuschauer wandte er sich mit der feierlichen Erklärung, daß sie fest entschlossen seien, die Republik von allen Gefahren zu befreien und die Priester, ihre Mitschuldigen, und die von ihnen Verführten zu der nämlichen Strafe zu bringen. Das Ganze war eine höchst empörende Beschimpfung, die noch empörender war, weil sie von einem Manne kam, welcher wie der unglückliche Bouassier sich einer gesellschaftlichen Stellung erfreut hatte, von der man eine so entsetzliche Entweihung der ehrwürdigsten Dinge nicht erwartete.

Die ganze Zeit über war Herr Raoul mit Beten beschäftigt. Ich meine, ich könne noch das halb unterdrückte Murmeln seines Gebets hören, während der Gefängnißwärter oder Scharfrichter (denn derselbe war immer gegenwärtig) ihm die Handschellen anlegte und sie so fest machte, daß der Priester Zeichen von Schmerz von sich gab und den Mann anblickte, wie wenn er ihn bitten wollte, sie nicht so fest zuzuschrauben. Was ich bei diesem Auftritte fühlte, weiß ich nicht mehr so genau; ich weiß nur, daß meine Gefühle im Allgemeinen eine Mischung von Abscheu und Mitleid und Bewunderung waren. Darein mischte sich eine Verwünschung des Deismus und Naturalismus, welcher in solchen Augenblicken be-

stimmt schien, über die christliche Religion in Frankreich zu herrschen.

An demselben Tage wurden diese vier Opfer auf der Guillotine geschlachtet; sie wurden, wie es oft der Fall war, von dem Tribunale nach dem Schaffote geführt, das unter den Fenstern beständig aufgerichtet stand.

Der hochwürdige Herr Touchet, Pfarrer der Pfarrei von St. Hellier zu Rennes.

Der hochwürdige Herr Touchet war der Pfarrer von St. Hellier, einer der Pfarreien in den Vorstädten von Rennes. Während der Schreckenszeit hielt er sich in dem Hause der Fräulein Ergault versteckt. Es waren drei Schwestern, unverheirathete, fromme, gottergebene Frauen. Eine von ihnen war eine Nonne von St. Thomas von Villanova in dem Hospital von Vannes, war aber vertrieben worden, weil sie ihren Gelübden treu blieb und sich weigerte, den Bürgereid zu leisten. Ich besuchte Herrn Touchet oft in seinem Verstecke. Er war mein Beichtvater, nachdem Herr Carron nach England gieng. Ich mußte natürlich sehr vorsichtig sein, wenn ich ihn besuchte, und ich erinnere mich noch wohl, wie behutsam ich bei ihm eingeführt wurde. Das Hinterzimmer, wo er verborgen war, die Vorhänge desselben und jeder kleine Umstand sind meinem Gedächtnisse unauslöschlich eingedrückt. Wenn ich meine Beicht geendigt hatte, pflegte

er mir oft zu sagen, es sei vielleicht das letztemal gewesen, daß ich Gelegenheit gehabt habe, zu ihm zur Beicht zu gehen; vielleicht werde er diesen oder den andern Tag entdeckt und zum Schaffot geführt werden. Als der höchste Grad von Wuth den Convent veranlaßte, das Gesetz zu geben, welches den Tod über jene verhängte, die einen Priester beherbergen würden, fühlten sich die guten Frauen glücklich bei der Aussicht, ihren Lohn zu empfangen, indem sie mit Herrn Touchet stürben, wenn sie entdeckt werden sollten. Ehe er die Nachricht gehört hatte, beriethen sie sich miteinander und faßten ihren Entschluß. Als das schreckliche Dekret zu seiner Kenntniß kam, gieng er zu ihnen und sagte: „Ich werde Sie heute Nacht verlassen.“ Sie fragten: „Wo wollen Sie hingehen?“ „In das freie Feld, so lang ich mich in den Wäldern, in Gebüschen und Gräben verstecken kann. Ich bin gefaßt, zu sterben, aber ich will für Niemand die Ursache des Todes sein.“ Sie erklärten ihm, sie würden sich nur zu glücklich fühlen, mit ihm zu sterben; sie hätten einmüthig ihren Entschluß gefaßt und ihre kleinen testamentarischen Anordnungen getroffen[1]); überdies, da sie nur einmal sterben könnten, wenn sie einen oder mehrere verborgen hielten, so hätten sie einigen ihrer Freunde sagen lassen, daß sie ihnen die

---

[1]) Das Eigenthum derer, die man hinrichtete, wurde confiscirt. Später wurde es zum Theil zurückgegeben, aber das der Emigranten nicht.

Priester senden möchten, welche bei ihnen versteckt seien, wenn sie sich vor diesem neuen Gesetze fürchteten; sie würden dieselben mit Vergnügen aufnehmen und beherbergen. Die gute Klosterfrau fügte freudig hinzu: „Ich habe in den Saum meines Rockes einen Feuerstein, Schwefelhölzchen und eine Kerze genäht, so daß wir Licht genug haben, unser Brevier zum letztenmal zu beten, wenn wir in unserm Kerker allein gelassen werden.“ Sie wurden indeß nie entdeckt oder ergriffen, obschon sie oft drei Priester auf einmal in ihrem Hause verborgen hatten, und ich fuhr fort, Herrn Touchet daselbst von Zeit zu Zeit zu besuchen, bis die Verfolgung vorüber war, und er die öffentliche Ausübung seines Amtes wieder aufnehmen durfte, aber nicht zu St. Hellier[1]), sondern zu St. Augustin, wo er bis zu seinem Tode 1806 verblieb.

Herr Massiot, der Vikar des Herrn Touchet zu St. Hellier, wurde nach Cayenne in Südamerika deportirt oder verbannt, wo so viele starben. Es gelang ihm, zu entkommen und nachdem er unter unglaublichen Mühseligkeiten seinen Weg durch die Wälder und Moräste gemacht hatte, welche hinter der Ansiedlung liegen, erreichte er endlich die Vereinigten Staaten. Von da gieng er nach England, und nachdem das Todesgesetz zurückgenommen war, kehrte er nach Frankreich zurück; doch blieb er noch immer der

---

[1]) St. Hellier wurde in ein Pulvermagazin verwandelt, die Fenster zugemauert, der Thurm abgebrochen.

Gefahr des Gefängnisses und der Transportation ausgesetzt. Als die Verfolgung gänzlich aufgehört hatte, wurde er zum Pfarrer von Brutz ernannt, eine Pfarrei ungefähr sechs Meilen von der Stadt, wohin ich zu Ostern 1809 gesandt wurde, um drei Wochen lang Aushilfe zu leisten. Er litt sehr stark an Rheumatismus, eine Folge seiner vielen Strapazen während der Zeit der Verfolgung.

Tod des hochwürdigen Herrn Sorette, Professors der Humaniora an dem Kollegium zu Rennes.

Der Abbé Sorette war ein junger Priester, noch nicht dreißig Jahre alt, als er als Professor an dem Kollegium zu Rennes angestellt wurde, im ersten Jahre der französischen Revolution. Ich studirte unter ihm und wurde sehr anhänglich an ihn; er nahm ein besonderes Interesse an mir und that meiner Mutter zuweilen die Ehre an, zu uns zu kommen und mit uns zu speisen. Die liebenswürdige Bescheidenheit, Offenherzigkeit, Frömmigkeit und dabei das heitere und freundliche Wesen jenes vortrefflichen Mannes machten ihn allen theuer, die ihn kannten. Als dem Klerus der Bürgereid aufgelegt wurde, weigerte er sich, ihn zu leisten, wurde in Folge dessen aus dem Kollegium vertrieben und zog sich auf die Landpfarrei Le Chatellier bei Parigné zurück, sechszehn oder achtzehn Meilen von Rennes. Hieher war er gleich nach seiner Ordination von dem Bischofe gesetzt worden, und hatte in den wenigen Jahren seines Amtes die

unbegrenzte Liebe seiner eigenen und aller benachbarten Pfarreien gewonnen. „Herr Sorette!“ mit welchem Ausdrucke von Zuneigung wurde dieser Name von jedermann ausgesprochen, vor seinem Tode und viele Jahre nachher! Zu Le Chatellier erfüllte er die Pflichten seines heiligen Dienstes in den schlimmsten Zeiten der Revolution mit einem unermüdeten Eifer, in der Nachbarschaft von vielen andern Priestern umgeben, welche dieselbe furchtlose Aufopferung bewiesen und von denen einige zuletzt wie er selbst unter den Opfern waren, welche die Diözese von Rennes Gott für die grausamen Sünden und schrecklichen Unthaten jener Zeiten darbrachte.

Er war wirklich während der ganzen Herrschaft des Robespierre und bis die Todesgesetze zurückgenommen wurden, allen Gefahren glücklich entgangen. Verbannung nach Französisch-Guiana für die jüngern Priester, beständige Einsperrung für die ältern, die irgend eine der Funktionen des heiligen Amtes ausüben würden, waren die mildern Verordnungen des Tages.

Die eifrigern Jakobiner waren aber sehr unzufrieden mit dieser Linderung des Gesetzes und umgiengen es oft. Wenn sie einen Priester auf dem Lande entdeckten und nicht durch die Gegenwart irgend einer Magistratsperson zurückgehalten wurden, die nicht so sehr auf die Vernichtung der Priester aus war wie sie selbst, so schlugen sie einen solchen oft auf der Stelle absichtlich todt, anstatt ihn nach der Stadt

zu bringen und den Behörden zu überliefern. Dies war das Loos meines theuern verehrten Professors. Zum Unglück für ihn hatte sich der Theil des Departements, wo er lebte, immer durch die heftigste Opposition gegen den Nationalkonvent hervorgethan, die sich so allgemein im Westen auf beiden Seiten der Loire kundgab.

Die Stellung der Priester daselbst war außerordentlich peinlich. Von Natur und aus Grundsatz neigten sie sich auf die Seite der Opposition, während ihr geheiligter Charakter sie abhielt, sich in die Greuel des Bürgerkrieges zu mischen. Sie fuhren einfach fort, die Pflichten ihres heiligen Dienstes zu erfüllen, wo sie konnten, stets bereit, den Beistand der Religion jedem zu bringen, der sie darum bat, mochte er Freund oder Feind sein. Deshalb geschah es oft, daß sie genöthigt waren, anwesend zu sein und jene auf den Tod vorzubereiten, die als Opfer der strengen und manchmal unverantwortlichen Maßregeln fielen, durch welche die Insurgenten die Grausamkeiten der sogenannten Patrioten vergalten. Ein Priester konnte natürlich selbst unter solchen Umständen seinen Dienst nicht abschlagen, und wenn er die wüthenden Anführer der Insurrektion nicht überreden konnte, das Leben ihrer Feinde zu schonen, so mußte er dennoch anwesend sein und versuchen, ihre Seelen zu retten. Man wird leicht begreifen, daß die Ausübung ihres Amtes unter solchen Umständen, namentlich in so aufgeregten Zeiten, einen nur zu guten Grund für die

entsetzliche Verläumdung darbot, daß die Priester das Volk zu diesen grausamen Thaten der Wiedervergeltung und Rache aufhetzten. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß dergleichen Geschichten die Feinde und Verfolger des Klerus aufmunterten, bei den Plänen zu verharren, welche man unter Robespierre für ihre gänzliche Vertilgung gemacht hatte, und welche sie jetzt durch die Milderung des Gesetzes bis auf einen gewissen Grad vereitelt sahen.

Herr Sorette führte ein Leben voll beständiger Unruhe und Gefahr, war aber dennoch unermüdet eifrig in der Erfüllung seiner Pflichten. Alle seine Arbeiten hielten sich jedoch — dessen bin ich gewiß — strenge innerhalb der Linie seiner priesterlichen Funktionen, die ein so vortrefflicher Mann, wie er war, mehr liebte als sein Leben. Nach einem so harten und getreuen Dienste während der vielen Jahre seines Versteckes in seiner eigenen Pfarrei und in der Umgegend endlich durch das Opfer seines Lebens die Martyrkrone zu erhalten, war für ihn ein beneidenswerther Schluß seines Werkes. Dies waren die Gesinnungen, die er gegen mich ein paar Wochen vor seinem Tode mit vieler Inbrunst und Geistesfreudigkeit ausdrückte.

Er war um jene Zeit nach unserer Stadt gekommen auf seinem Wege nach den Bädern von Guichen, zwölf Meilen weiter südlich. Man hatte ihm gerathen, dorthin zu gehen, aus einer doppelten Absicht: seine Gesundheit wieder herzustellen, welche durch

angestrengte Arbeit sehr erschüttert war, und sich eine Weile den Nachforschungen zu entziehen, die man in seiner eigenen Gegend mit verdoppeltem Eifer nach ihm anstellte. Er hielt sich in der Vorstadt St. Martin auf dem Schlosse der Fräulein von Leon auf und ließ während seines dortigen Aufenthalts meiner Mutter sagen, ich möchte zu ihm kommen und ihn besuchen. Meine Mutter trug mir auf das nachdrücklichste auf, ihn zu bereden, sich nicht nach Guichen zu wagen, sondern in unser Haus zu kommen, wo er gut verpflegt werden könnte, um so mehr, weil mehrere Aerzte, fromme religiöse Männer, unsere Familie zu besuchen pflegten. Ich eilte zu ihm mit den freudigsten Hoffnungen, meinen geliebten Lehrer und einen so guten Priester unter unserm Dache zu besitzen, aber sie waren vergebens. Ich kam an dem Orte des Versteckes an, wurde sehr vorsichtig eingelassen und hatte mit ihm eine mir unvergeßliche Zusammenkunft. Er erzählte mir so manches von seinen wunderbaren Errettungen aus der Gefahr. Aber als ich ihm leicht bewiesen zu haben glaubte, daß es für ihn sehr unsicher sein würde, seinen Aufenthalt in der Nähe der Bäder von Guichen zu nehmen, so war der Schluß, den er daraus zog, der, daß er bereits zu viel dem Rathe der Aerzte nachgegeben habe, daß er sich nicht so übel befinde, wie sie meinten, und das Beste, was er thun könnte, sei, zu seiner armen Gemeinde zurückzukehren und bei ihnen bis zuletzt auszuharren. Keine Beweisgründe, keine Bitten konnten ihn bewegen, den

Wünschen seiner Freunde zu Rennes nachzugeben. Ein paar Tage nachher kehrte er nach Parigné oder Le Chatellier zurück. Ich hörte von ihm unmittelbar nie mehr etwas, obwohl er gewohnt war, an mich von Zeit zu Zeit in jenen schrecklichen Tagen zu schreiben, die sich für ihn jetzt ihrem Ende nahten.

Ungefähr drei Wochen, nachdem er zu seiner Mission zurückgekehrt war, erhielten wir die folgende Nachricht über sein Ende. Ich berichte beinahe die Worte, in welchen die traurige Geschichte mir erzählt wurde. Der arme Herr Sorette war gerufen worden, das letzte Sakrament einer alten Frau in einem kleinen Bauernhause zu spenden. Er war fertig, und wollte eben nach seinem Verstecke zurückgehen, als ein Trupp von Contre-Chouans [1]), welche das Land durchstreiften, um Opfer aufzusuchen, und welche wußten, daß Herr Sorette irgendwo in der Nachbarschaft verborgen war, ein Bauernmädchen, dem sie begegneten, fragten, ob sie ihnen sagen könnte, wo sie den Priester finden würden, da sie seiner Dienste für eine kranke Person nöthig hätten. Sie war Herrn Sorette nur ein paar Augenblicke vorher begegnet, und in der Meinung, sie seien Freunde, sagte sie ihnen nach einem augenblicklichen Zögern, Herr Sorette habe jenes Haus dort erst vor einer Minute verlassen, und gehe dort der Hecke entlang neben der Wiese. Sogleich liefen sie ihm nach, und sobald sie ihm nahe

---

[1]) Patrioten, wie sie sich nannten, als Chouans verkleidet.

kamen, feuerten sie ihre Gewehre auf ihn ab und zerschmetterten ihm den Arm. Er machte augenblicklich Halt und ergab sich, indem er ihnen sagte, sie sollten ihn nach der Stadt führen. Da sie aber wußten, daß er in einem solchen Falle nur nach Cayenne verbannt werden würde, so erklärten sie ihm, sie hätten beschlossen, ihn zu tödten. Herr Sorette bat sie dann, ihm ein paar Minuten zu gestatten, um seine Gebete zu verrichten und sich auf den Tod vorzubereiten. Hierauf kniete er auf das Gras nieder, und nachdem sie ein paar Augenblicke gewartet hatten, erschoßen sie ihn auf der Stelle. Einige seiner Mörder waren bekannt und unter ihnen ein paar wüthende Jakobiner, die schon viele Verbrechen ähnlicher Art während der Zeit des Robespierre und später begangen hatten. Unter den Pfarrkindern des Herrn Sorette befanden sich einige, die bereiter waren, den durch seinen Tod erregten Gefühlen der Entrüstung und der Rache zu folgen als der Stimme der Barmherzigkeit und Verzeihung, welche er ihnen bei seinen Lebzeiten so beständig gepredigt hatte. Diese paßten ihre Gelegenheit ab, und um das Gemälde jener betrübten Zeiten zu vollenden, hörten wir bald darauf, daß einige seiner Mörder getödtet und ihrem heiligen Opfer vor den Richterstuhl Gottes nachgeschickt worden waren. Ach, sie waren mehr zu bemitleiden als er. Ja, er war in der That so überaus glücklich. An jenem Morgen hatte er am Altare in irgend einem Winkel die heilige Kommunion als Wegzehrung empfangen,

hatte der armen sterbenden Frau Worte des Trostes zugesprochen und war dann ruhig auf das Gras niedergekniet, während er wahrscheinlich seine letzten Gebetsworte, wie der heilige Stephanus, für jene verblendeten Menschen darbrachte und sein Leben als Opfer des Friedens für sein unglückliches Land.

Tod des hochwürdigen Herrn Duval, Pfarrers von Laignelet.

Ich war gegenwärtig, als Herr Duval, welcher ein sehr angesehener Arzt zu Rennes war, die Nachricht von der Ermordung seines ältern Bruders, des Abbé Duval, Pfarrers von Laignelet, erhielt, — eine Pfarrei auf dem Lande, ungefähr achtzehn Meilen von Rennes. Ich hatte den Abbé Duval ein- oder zweimal in dem Hause seines Bruders in Rennes gesehen; er war etwa vierzig bis fünfundvierzig Jahre alt, von sehr milden und freundlichen Zügen; Sanftmuth war in der That eine besonders hervortretende Eigenschaft seines Gemüthes. Er hatte die ganze Zeit der Verfolgung hindurch fortgefahren, sein heiliges Amt mit unverdrossenem Eifer zu verwalten, — eben so hingebend für seine gute Gemeinde, als sie anhänglich an ihn war, und das war sie wirklich in hohem Grade.

Es wurde den blutdürstigen Spürhunden, welche beständig den Priestern nachstellten, irgendwie bekannt, daß Herr Duval in einer gewissen Nacht ausgehen werde, um das Kind armer Landleute zu taufen, die

in einer kleinen Hütte in dem Walde lebten an den Grenzen seiner Pfarrei, und sie legten sich demgemäß in Hinterhalt, nahe bei dem Wege, welchen er, wie sie wußten, kommen würde. Er brach spät am Abend mit seinem Führer auf und war seinen Mördern so nahe gekommen, ehe er sie sah, daß es für ihn keine Möglichkeit war, zu entrinnen. Er erklärte dem Manne, welcher bei ihm war, das Einzige, was sie thun könnten, sei, ihnen kühn entgegen zu gehen; vielleicht würde gerade diese Kühnheit dieselben täuschen. Der Mann blieb zurück, aber der Priester gieng seines Weges weiter, wie wenn er keine Gefahr befürchtete. Kaum war er jedoch dem Platze gegenüber angekommen, wo seine Feinde standen, als einer von ihnen über den Weg auf ihn zu gieng, den Hut des Herrn Duval lüftete und zu ihm sagte: „Bist du es, Duval?“ Und die andern, die ihm gefolgt waren, richteten ihre Gewehre auf seine Brust und schossen ihn auf der Stelle todt. Der Führer, welcher in der Nähe stand, floh in jenem Augenblicke und konnte keine weiteren Nachrichten geben, außer was ich bereits erzählt habe. Die armen Eltern des Kindes, das er taufen sollte, hörten den Knall der Gewehre, wagten sich aber nicht sogleich heraus. Als sie dachten, die Mörder hätten sich entfernt, giengen sie in der Stille der Nacht hin und erwiesen dem Leibe ihres geliebten Seelsorgers die letzten Ehren, indem sie ihn nahe bei dem Platze, wo er ermordet worden war, begruben. Ach, wie kommen mir die

Greuel jener Zeiten wieder in's Gedächtniß, während ich diese Dinge niederschreibe!

Ein Priester und Bauer zusammengebunden und zur „Fusillade“ geführt, singen das Officium für die Todten.

Eines Morgens saß ich früh an meinen Studien, ungefähr um halb sechs Uhr, als ich zu meinem Erstaunen in einiger Entfernung die Töne des „Libera me Domine“ aus dem kirchlichen Todtenofficium von jemand auf der Straße singen hörte. Die Sänger eilten augenscheinlich schnell vorwärts, und die Töne wurden immer klarer und deutlicher, als sie sich dem freien Platze näherten, auf welchem unser Haus stand. Seit zwei Jahren hatten alle dergleichen Gesänge in unsern Straßen aufgehört; deshalb sprang ich auf und lief schnell zum Fenster, um zu sehen, von wem der Gesang ausgieng. Ich bemerkte sogleich eine Gruppe von zwanzig bis dreißig Soldaten, welche zwei Männer eilig fortführten, die zusammengebunden und beide in der Bauerntracht waren, aber ich sah gleich, daß einer derselben ein Priester war; sein schwarzes auf die Schultern herabwallendes Haar, sein langer ungeschorener Bart, selbst der Hut auf seinem Kopfe sind mir noch lebhaft in der Erinnerung.

Ich begriff nur zu gut, was alles dies bedeutete, und eilte nach der Thüre, um auszugehen und ihnen zu folgen, aufgeregt und zum Theil schaudernd in dem gewöhnlichen Schrecken, der auf meinem Herzen lastete, aber zugleich ergriffen von dem Todesge-

sange; denn es war der Priester, der auf diese Weise sein eigenes „Libera“ sang, und der arme Landmann schritt hurtig neben ihm her, wie man sich denken kann, sehr ernst blickend, aber ohne das geringste Zeichen von Furcht. So viel ich mich erinnere, begleiteten die Soldaten, welche ihren Gefangenen gewöhnlich unter Scherzen und Schmähreden folgten, diese beiden stillschweigend. Ich gieng über den freien Platz und folgte ihnen auf dem Fuße nach. Bei der Wendung der Straße hatte der gute Priester das „Libera“ geendigt und fing an, das „Miserere“ zu singen. Der Landmann, wenn ich mich recht entsinne, war auch mit seinen Gebeten beschäftigt, aber ich kann mir sein Gesicht nicht so deutlich vorstellen wie das des Priesters, der ungefähr fünfzig Jahre alt und von mittlerer Statur war, und wie gesagt den kurzen, groben, braunen Kittel der Bauern trug.

Sie giengen sehr schnell; denn ich verließ sie am Ende der Straße, wo sie nur eine kurze Gasse zu durchwandeln hatten, um den öffentlichen Spazierweg zu erreichen, wohin ich ihnen nicht zu folgen wagte, und ich hatte kaum unser Haus erreicht, als ich den Knall der Gewehre hörte, und ihre Opfer in der Ewigkeit waren. Ich gieng sogleich in's Haus und eilte meiner Mutter und ihrer Freundin, Fräulein Chateaugiron, die bei ihr war, zu berichten, was ich gesehen hatte. Meine Mutter sagte gleich: „Wir wissen es alles, wir beteten so eben für sie.“ Ich erinnere mich noch an den Blick meiner Mutter in

jenem Momente, — ein Blick, aus dem Kummer und zugleich Festigkeit sprach, und daß gleich nachher die ganze Familie an ihre gewöhnlichen Hausgeschäfte gieng, wie wenn nichts Besonderes vorgefallen wäre, und so war es; denn der Tod war etwas Alltägliches.

Der einzige eigenthümliche Umstand in diesem Falle war, daß sie ihm erlaubten, das Officium für die Verstorbenen zu singen, und die frühe Stunde, in welcher die Hinrichtung stattfand. Vielleicht daß sie spät in der Nacht abgeurtheilt worden waren, und daß der kommandirende Offizier aus irgend einem Grunde dem Publikum seine gewöhnliche Aufregung zu ersparen wünschte, oder was wahrscheinlicher ist, es war ihm ganz gleichgiltig, und er dachte, es sei gerade so gut, sie in jener frühen Stunde aus der Welt zu schaffen als zu einer spätern Tageszeit. Ich erinnere mich nicht mehr recht an den Namen des Opfers; ich glaube, sein Name war Boutier, oder ein anderer ähnlicher.

Der hochwürdige Herr Tostivint und der Marquis und die Marquisin von Bedée.

Der Marquis von Bedée wohnte mit seiner Gemahlin in seinem Schlosse auf dem reichen und schönen Landgute Bedée, ungefähr vier Stunden von Rennes. Sie waren beide in vorgerücktem Alter (zwischen sechszig und siebenzig) und waren über vierzig Jahre verheirathet gewesen.

Der hochwürdige Herr Tostivint[1]), der Kaplan der Familie, wurde von den Revolutionsagenten entdeckt, während er sich in einem kleinen Gebäude oder Gartenhause versteckt hielt, das in keiner Weise mit dem Schlosse zusammenhing, und in welches jeder Flüchtling seine Zuflucht nehmen konnte, ohne daß die Familie es wußte. Der Marquis und seine Gemahlin wurden jedoch zu gleicher Zeit mit dem Priester verhaftet und vor das Revolutionstribunal geführt. Der Priester wurde natürlich sogleich zum Tode verurtheilt. Der Marquis bemerkte, als man ihn fragte, daß die Hütte oder der Schuppen, in welchem Herr Tostivint gefunden worden, jedermann offen stehe, der hineingehen wollte, und der Umstand, daß der Priester sich daselbst befand, erlaube nicht, die Maßregeln des Gesetzes gegen die, welche Geistlichen eine Zuflucht geben, auf sie anzuwenden. Aber solche Entschuldigungen waren in jenen Zeiten von keinem Nutzen. Der Marquis und seine Gemahlin gehörten einer alten adeligen Familie an, und waren als solche jenen Machthabern verhaßt. Sie wurden demgemäß verurtheilt, zugleich mit dem Priester den Tod zu erleiden. Sobald das Urtheil gesprochen war, wandte sich Herr von Bedée zu der Marquisin und sagte zu

---

[1]) Sein Name war Johann Baptist Tostivint, gebürtig aus Landujan in der Diözese St. Malo, Vikar der Pfarrei Evran in derselben Diözese; er wurde zu Rennes guillotinirt, den 26. Juli 1794.

ihr in einem ruhigen würdevollen Tone: „Wir haben vierzig Jahre glücklich zusammengelebt, und es ist der Wille Gottes, daß wir jetzt nicht getrennt werden sollen.“ Frau von Bedée stimmte sogleich bereitwillig und muthig damit überein. An die Worte erinnere ich mich nicht mehr, auch war ich nicht gegenwärtig, als Herr von Bedée so mit ihr sprach, aber ich hörte den ganzen Auftritt unmittelbar nachdem er stattgefunden, als einen höchst ergreifenden und rührenden schildern, besonders wegen der einfachen, aber zugleich edlen und würdevollen Art, mit welcher der Marquis seine Gemahlin selbst vor dem Richterstuhle anredete.

Als sie sich der Guillotine näherten, stieg Herr Tostivint zuerst hinauf, vor Herrn und Frau Bedée; da er aber die Aufregung dieser letztern bei dem Anblicke des Todeswerkzeugs bemerkte, bat er um die Erlaubniß, zuletzt zu sterben, und nachdem er seine Freunde in ihrem Tode getröstet hatte, überließ er sich ruhig seinem Schicksale. Er war neununddreißig Jahre alt. Ich hatte seinen Neffen in meinem Kurse der Theologie, als ich in dem Seminar von Rennes lehrte. Der junge Mann nannte ihn immer seinen „guten Onkel,“ wenn er mit mir über seinen Tod sprach. Ach wie glücklich war jener „gute Onkel,“ dachte ich immer bei mir, wenn wir von ihm sprachen, daß er so für seine Religion sterben durfte!

Der hochwürdige Herr Sacquet, Pfarrer von St. Martin zu Rennes.

Der hochwürdige Herr Sacquet, Pfarrer von St. Martin, einer der Pfarreien von Rennes, war von schlanker Statur, mit einem Gesichte voll Würde und Wohlwollen. Er war damals etwa fünfundfünfzig Jahre alt, war seit vielen Jahren der gewissenhafte Seelsorger einer der volkreichsten Pfarreien der Stadt gewesen, die zwischen zwei- bis dreitausend der ärmsten Einwohner in der Vorstadt desselben Namens (St. Martin) zählte, und hatte sich der Liebe und Verehrung seiner Pfarrkinder und der Achtung der ganzen Stadt erfreut.

Beim Ausbruche der Revolution hatte sich Herr Sacquet geweigert den Eid zu leisten und war nach England verbannt worden, von wo er zurückkehrte und in Verborgenheit in jenem Theil des Landes lebte, der seiner Pfarrei am nächsten oder vielmehr innerhalb ihres Bezirkes war; denn wie man im Hause meiner Mutter wußte, befand sich sein gewöhnliches Versteck an einem Platze in der Nähe des letzten Hauses der Vorstadt. Eines Abends spät erreichte ein Gerücht unser Haus: Herr Sacquet sei angezeigt worden, und man suche sehr eifrig nach ihm in der Vorstadt und den angrenzenden Theilen. Natürlich waren wir alle in der größten Angst und brachten eine schlaflose Nacht zu unter Jammern über jene schrecklichen Zeiten und in inbrünstigem Gebete für

sein Entkommen. Das geringste Geräusch auf der Straße schreckte uns auf. Ich erinnere mich jedoch, daß sich in diese natürlichen Besorgnisse Aeußerungen über sein Glück mischten, wenn er ergriffen würde und so für seine Religion leiden dürfte. Der Morgen kam, und die erste Kunde war: „Er ist ergriffen." Um vier Uhr früh diesen Morgen entdeckten sie ihn in einem Waizenfelde, welches sie vollständig umringt hatten; dann suchten sie überall sorgfältig nach und fanden ihn. Er weigerte sich natürlich, die Person zu nennen, welche ihm früher eine Zuflucht gegeben, und er hatte es vorgezogen, in das offene Feld hinaus zu gehen, als in dem Hause verborgen zu bleiben, welches gestern angezeigt wurde, und welches er verließ, sobald man ihm sagte, daß die Verfolger herannahten.

Er wurde am Nachmittag desselben Tags vor Gericht gebracht und hatte ein sehr kurzes Verhör zu bestehen, das nur hinreichte, sich über seine Person zu vergewissern, die überdies jedermann in der Stadt genau bekannt war und niemand besser als den Richtern auf der Bank. Ich war bei dem Verhöre gegenwärtig, erinnere mich aber an keine Frage oder Antwort im Einzelnen. Allein sein ganzes Aeußere, seine Züge, der Ausdruck seines Gesichtes, eine so unbeschreibliche Mischung von Würde und Selbstbeherrschung und Milde ist mir in diesem Augenblicke so gegenwärtig wie damals. Ich kann noch den Ton seiner Stimme hören, wie er langsam und mit Ruhe

die kurzen Antworten gab, welche die Fragen erforderten. Ich erinnere mich, daß der Auftritt auf alle Anwesenden Eindruck machte, und daß viel mehr Anstand als gewöhnlich sowohl im Gerichtshofe als unter den Zuschauern herrschte. An die Anklage und an das Urtheil des Richters kann ich mich nicht mehr erinnern, nur so viel weiß ich noch, daß seine Worte durch den allgemeinen Eindruck jenes Gesichtes gemildert wurden, von welchem so viele nachher sagten: „Es schien, als ob es Unser Herr war während seines Leidens,“ und andere: „Er war wie ein Lamm vor so vielen reißenden Wölfen.“

Nachdem das Todesurtheil gefällt worden war, zeigte es sich, daß der Scharfrichter gegen seinen üblichen Brauch abwesend war. Man mußte über eine halbe Stunde warten, bis er kam, und dann begann er mit großer Rohheit und Hast den ehrwürdigen Bekenner zu entkleiden und ihn unmittelbar für das Schaffot vorzubereiten, indem er ihm das Haar abschnitt und den Hemdkragen abtrennte, um seinen Nacken für das Beil bloß zu lassen. Dann band er ihm die Hände auf den Rücken und warf ihm seinen Mantel lose über die Schultern. Ich sah ihn die Gänge des Gerichtshofes durchgehen auf seinem Wege zur Guillotine, welche nur zweihundert Schritte entfernt war; seine Person war schlanken Wuchses und von ziemlich starkem Körperbau. Der grausame Henker hatte, während er ihn so hastig für das Schaffot zurichtete, seinen Hals verwundet und das Blut lief

ihm über die Brust hinab, aber auf seinem Gange zum Richtplatze konnten keine andern Worte seine Ruhe und Fassung so gut ausdrücken, als daß die Leute sagten, er habe in jenem Augenblicke ausgesehen, wie er auszusehen pflegte, wenn er an den hohen Festen der Kirche die Prozessionen der Gemeinde seiner Pfarrei begleitete. Obwohl ich ihm so nahe folgte, wagte ich doch nicht weiter zu gehen und Zeuge von dem letzten Augenblicke seines Abscheidens aus einer solchen Welt voll Sünde und Elend zu sein. Carron berichtet, daß er während seines Prozesses und seiner Hinrichtung die größte Fassung und Seelenstärke bewies, und daß er, während er sein Haupt unter das tödtliche Beil legte, einen der Verse des Ps. Miserere: Benigne fac Domine etc. wiederholte. Er wurde hingerichtet am 14. August 1794.

Der hochwürdige Herr Poirier, der hochwürdige Herr Emery und vier andere Priester hingerichtet zu Rennes im Jahre 1796.

Eines Tages wurden fünf Priester verhört und verurtheilt und miteinander hingerichtet. Ich erinnere mich nur an den Namen von zwei derselben, Herrn Emery und Herrn Poirier. Mit Herrn Emery war ich bekannt; es war ein kleiner hagerer Mann, aber starken und kräftigen Herzens und Sinnes. Als die Verfolgung am heftigsten war und viele ihrer Wuth geopfert wurden, ließ er nie in seinem Eifer nach. Es

war natürlich, daß ein Mann, der seiner Religion und seinem König so ergeben war, mit der Reaktion sympathisirte, welche durch die Grausamkeiten der Revolution hervorgebracht wurde, und man sagte, daß er bei jenen gesehen worden sei, welche die Waffen ergriffen hatten, um der Revolution Widerstand zu leisten. Ich erinnere mich, seinen Namen in den Proklamationen erwähnt gesehen zu haben, die auf Befehl des Repräsentanten an den Straßenecken angeschlagen waren, welcher damals über uns herrschte oder uns vielmehr im Namen des Konventes und des die Truppen kommandirenden Generals mit Füßen trat. Die Feinde der Geistlichen benützten natürlich den Umstand ihrer Anwesenheit bei den Insurgenten und namentlich, daß sie jenen die Sakramente reichten, welche diese hinrichteten, um sie als Gehilfen und Anstifter dieser Grausamkeiten darzustellen. Aber so sehr sie das Gesetz der Wiedervergeltung mißbilligten, welches auszuüben die Chouans gleichsam gezwungen waren, so konnten sie doch ihren Dienst denen nicht abschlagen, welche die Opfer desselben wurden. Herr Emery war ohne Zweifel sehr thätig, einen Geist des Widerstandes gegen die revolutionäre Regierung zu erwecken und lebendig zu erhalten. Man wußte, daß er oft im freien Felde für sie die Messe celebrirte, auf den Anhöhen der „Landes,“ wie sie in der Bretagne genannt werden, — wüste unangebaute Gegenden, die dem Aeußeren nach den wilden Prairien des Westen gleichen. Oft pflegten fünf- bis sechstausend

Personen sich zu versammeln, mit Außenposten und wachsamen Freunden in einiger Entfernung, um Lärm zu machen im Falle einer herannahenden Gefahr von Seite der Republikaner oder der Blauen, wie sie hießen. Kurze Zeit, ehe er verhaftet wurde, war ich auf einem Besuche bei meiner Schwester zu La Chapelle Bouexie, etwa zwanzig Meilen von Rennes, in einer sehr wilden und romantischen Landschaft, und als ich ihren Gemahl, der auf die Jagd gieng, begleitete, stießen wir plötzlich, während wir uns um eine Ecke des Weges wandten, auf drei wie Landleute gekleidete Männer, und als wir ihnen nahe kamen, entdeckten wir, daß es Herr Emery war mit zwei andern Priestern. Mein Schwager tadelte Herrn Emery und seine Begleiter sehr strenge wegen ihrer Unklugheit, sich so am hellen Tage auszusetzen. Die entlegensten Pfarreien waren damals nicht sicherer als die in der Nähe der Städte; das ganze Land schwärmte von Gendarmen, Spionen und Contre-Chouans, wie sie genannt wurden, d. h. Personen, die sich wie die Insurgenten kleideten, um dieselben besser zu entdecken. Es ist jetzt unmöglich, sich einen Begriff von dem Eifer zu machen, womit sie auf verdächtige Personen und besonders auf Priester Jagd machten. Damals war das Gesetz des Todes innerhalb vierundzwanzig Stunden noch in Kraft.

Einige Tage nach dieser Begegnung wurden Herr Emery und fünf andere Priester verhaftet, und miteinander vor den Gerichtshof zu Rennes gebracht.

Meine Mutter sah sie, als sie unter unsern Fenstern vorüber giengen, auf ihrem Wege nach dem Tribunal. Sie wurde betroffen, sagte sie, von dem merkwürdigen Aussehen des Herrn Poirier, eines großen alten Mannes mit grauen Haaren und einem edlen und himmlischen Angesichte, und bemerkte in jenem Augenblicke einen Umstand, der besser als jede lange Beschreibung einen Begriff von dem Geiste jener Zeiten geben wird.

Die Guillotine zu Rennes, wie in den meisten andern Städten, stand beständig auf dem öffentlichen Platze aufgerichtet, ganz mit Blut überronnen, und zuweilen waren Köpfe auf derselben ausgestellt. Wenn die Gendarmen mit ihren Gefangenen auf ihrem Wege nach dem Tribunal vorübergiengen, pflegten sie die Aufmerksamkeit derselben darauf zu richten und sie zu veranlassen, nach dem Schaffote zu blicken, das sie bald besteigen sollten. „Schau dorthin," sagte einer von ihnen zu Herrn Poirier bei dieser Gelegenheit, „schenke der Madam Guillotine [1]) einen Blick," während der Pöbel zu gleicher Zeit sein gewöhnliches Geschrei ausstieß: „Zur Guillotine mit ihnen." Der ehrwürdige Greis schien, was er sagte, nicht zu beachten und wandte sein Gesicht nicht dorthin, sondern

---

[1]) Die Guillotine gab beständig Anlaß zu Späßen und Zoten; man gab ihr den Namen „Madam" und andere Namen. Von einer Person, die eben hingerichtet werden sollte, sagte man, sie stehe im Begriffe, sich mit Madam Guillotine zu vermählen u. s. w.

gieng ruhig mit den andern weiter. Der Gendarm, ohne Zweifel über seine Fassung und die Mißachtung seines Befehls beleidigt, versetzte ihm sogleich einen heftigen Schlag in's Gesicht und sagte: „Willst du nicht dorthin blicken, wenn ich es dir sage? Du wirst bald selbst dort sein." „Ich sehe es," antwortete Herr Poirier ruhig. Diese Worte wurden mir von andern, welche in der Nähe waren und sie hörten, erzählt, aber der Schlag blieb meiner Mutter unvergeßlich und noch nach Jahren, wenn sie von jenen schrecklichen Auftritten sprach, pflegte sie davon zu reden. „Unter allen, die ich nach dem Tribunale und von da nach dem Schaffot gehen sah, hatte keiner ein ehrwürdigeres Aussehen als Herr Poirier," und dann erzählte sie von jenem schändlichen Akte der Barbarei, der aber gewiß für Herrn Poirier ein kostbarer Zug der Aehnlichkeit mit Unserm Herrn in seinem Leiden war. Ich erinnere mich jetzt nicht mehr an irgend einen besondern Umstand bei ihrer Verurtheilung, außer an den folgenden, der dem Charakter des furchtlosen Emery vollkommen entsprach. Der Präsident des Tribunals war sein Schulkamerade gewesen, und war in derselben Klasse mit ihm am Gymnasium. Als er nach dem üblichen formellen Verhöre das Todesurtheil über seinen alten Freund und die ehrwürdigen Männer sprach, welche sein Schicksal theilten, hielt Herr Emery sogleich eine lateinische Anrede an ihn, worin er ihm und denen, deren Sache er diente, ihre Verbrechen vorwarf und ihn an den Rich-

terstuhl eines beleidigten Gottes erinnerte, vor welchem er dereinst zu erscheinen haben werde. Der Richter wurde blaß und schien sehr aufgeregt, forderte aber die Gendarmen auf, ihn zum Schweigen zu bringen. Sie wurden alle fünf miteinander an demselben Tage hingerichtet. Herr Emery stimmte das Te Deum an, als er das Schaffot bestieg.

Der Pfarrer von Guignen und sein Vikar.

Der Pfarrer von Guignen, ein ehrwürdiger Greis und sein Vikar waren kurze Zeit vorher in der Stadt Rennes guillotinirt worden, als ich meine Schwester, Madam Junsions besuchte, welche zu La Chapelle Bouexie lebte, in geringer Entfernung von Guignen, und sie erzählte mir damals die folgenden Umstände der Gefangennehmung dieser zwei Opfer. Sie waren vor der Nachforschung gewarnt worden, die man nach ihnen anstellte, und versuchten im freien Felde zu entrinnen, als sie von ihren Verfolgern bemerkt wurden. Sie waren jedoch eine bedeutende Strecke voraus, und der Vikar, welcher bei weitem der jüngste und rüstigere war, hätte leicht entkommen können. Sie zielten aber auf den alten Priester und feuerten ihre Gewehre auf ihn ab, während sie ihn verfolgten. Der Vikar hatte einen Bach überschritten und das gegenüberliegende Ufer erstiegen und war außer dem Bereiche seiner Verfolger, als er zurückblickend bemerkte, daß der bejahrte Pfarrer nicht im Stande war, die steile

Anhöhe hinauf zu kommen. Seine Verfolger jauchzten vor Freude über seine vergeblichen Anstrengungen. Der junge Mann kehrte augenblicklich zurück zum Erstaunen der Soldaten, welche nicht umhin konnten, seine heldenmüthige Freundschaft zu bewundern, und versuchte dem guten alten Pfarrer zu helfen. Er stieg das Ufer hinab, gieng wieder über den Bach und während er ihn mit seinem Leibe deckte, bemühte er sich, ihm hinüber zu helfen; aber er vermochte es nicht, bevor die Soldaten herankamen und sie gefangen nahmen, um, wie beide wohl wußten, einem gewissen Tode entgegengeführt zu werden. Die Gendarmen hielten am Hause meiner Schwester mit ihren Gefangenen auf ihrem Wege nach der Stadt. Der Anführer des Trupps, der berüchtigte und gefürchtete D—n, welcher sich bereits durch ähnliche Verhaftungen ausgezeichnet hatte und ein Mann von fürchterlichem Aussehen und blutgieriger Gemüthsart war, erzählte meiner Schwester die Umstände, welche ich oben angeführt habe, mit Ausdrücken einer Art von Bewunderung und Mitleid, die aus dem Munde eines solchen Ungeheuers um so auffallender waren. „Ich bedaure fast," sagte er, „daß ein so braver Bursche hingerichtet werden soll nach einer so edlen Handlung. Er war ganz in Sicherheit," fügte er hinzu, „wir hatten ihn aufgegeben und zielten eben auf den Alten, als er auf einmal zurückkehrte, um ihm über den Bach zu helfen, und die ganze Zeit über deckte er den alten Mann mit seinem Leibe gegen das

Feuer unserer Gewehre. Es war eine merkwürdige und rührende Scene.“ Aber sobald sie einige Erfrischungen erhalten hatten, eilten sie mit ihren Gefangenen nach dem Tribunal, und von dem Tribunale giengen dieselben noch den nämlichen Tag nach dem Schaffote.

Die hochwürdigen Herren Clement, Casson und Rangervé.

Der hochwürdige Herr Clement war der Name eines guten alten Priesters, welcher während der schlimmsten Zeit der Verfolgung in Rennes verborgen blieb; doch wagte er sich oft bei Nacht verkleidet hinaus, um die Kranken zu besuchen und andere, die ihn nöthig hatten. Einst in der Nacht mußte er in der Nähe des Schilderhäuschens einer der Wachen vorübergehen, die ihn mit dem gewöhnlichen Qui vive? (Wer da?) begrüßte. Hätte er augenblicklich und entschlossen die gewöhnliche Antwort: Citoyen (Bürger) gegeben, so hätte er nach aller Wahrscheinlichkeit unbelästigt vorübergehen dürfen, aber zur Unzeit befiel ihn ein gewisser Skrupel, wie er später im Gefängnisse erzählte, und er zögerte mit einem Worte zu antworten, das in dem Sinne, wie man es in jenen Zeiten gebrauchte, wo es einen Menschen bedeutete, welcher der gegenwärtigen Ordnung der Dinge freundlich gesinnt war, ihm eine Lüge zu sein schien. Er gab daher eine unbestimmte Antwort und suchte durch Davonlaufen zu entkommen; dadurch aber enthüllte

er sogleich seinen verdächtigen Charakter. Er wurde natürlich augenblicklich verfolgt und verhaftet und bald darauf hingerichtet. Ich erinnere mich in Betreff seiner an keine andern besondern Umstände, außer daß er wegen seines vortrefflichen Charakters sehr hoch geachtet war, und noch lange nach jenen traurigen Tagen hörte man oft mit vieler Theilnahme über die Lippen derer, die ihn gekannt hatten, die Worte kommen: „Ach, der arme Herr Clement!"

Der hochwürdige Herr Casson wurde in dem Hause der Frau Le Grand verhaftet, einer ältlichen Dame unserer Stadt, von großer Frömmigkeit und Gottesfurcht. Durch seine Geistesgegenwart bewahrte dieser vortreffliche Mann seine Beschützerin vor seinem Schicksale. Als er die Nachricht erhielt, daß die Gensdarmen kommen würden, um nach ihm zu suchen, so wollte er trotz ihren Bitten nicht in dem Verstecke bleiben, das für ihn bereitet worden war, sondern gieng die Treppe hinab und stellte sich hinter die Thür, welche der gemeinsame Eingang für alle jene war, die nach der französischen Sitte ihre Wohnungen in den verschiedenen Stockwerken des Hauses hatten, von welchen nur eines von Frau Le Grand eingenommen wurde. Es war übrigens merkwürdig, daß sie auf diese Art der Gefahr entgieng; denn ihre Anhänglichkeit an die Religion war wohl bekannt und die Anzeige lautete ganz bestimmt, daß Herr Casson in den Zimmern dieser guten Dame versteckt sei. Man erzählte mir, daß sie gar sehr bedauerte, daß

es ihr nicht vergönnt worden war, diese Welt durch einen so glücklichen Tod zu verlassen, und ich kann das leicht glauben, wenn ich an die Stimmungen und Gefühle glaubenseifriger Katholiken in jenen Zeiten zurückdenke.

Der hochwürdige Herr Rangervé war der Pfarrer von St. Salvator, einer der Pfarreien zu Rennes. Er wurde auf dem Lande, ungefähr fünfunddreißig Meilen von Rennes, verhaftet in Gesellschaft zweier Brüder, La Bigotiere und eines Herrn Duplessis von der königlichen Armee. Dem Herrn Duplessis war seine Hüfte durch eine Kugel zerschmettert worden, und er wurde in einem Stuhle sitzend nach dem Gerichtshofe getragen. Sie wurden alle zum Tode verurtheilt. Der Abbé Rangervé war ein Mann von sehr einnehmendem Aeußern und von feinen Manieren. Bei seinem Prozesse schien er zu hoffen, daß er verschont werden würde, und ließ deutlich merken, daß er sehr am Leben hänge, indem er Erklärungen und Entschuldigungen machte, die in schneidendem Contraste standen mit dem Geiste, welchen seine Mitpriester gewöhnlich an den Tag legten. Nichts konnte erbauender sein, nichts ihres heiligen Amtes würdiger, als ihr bescheidener Muth, ihre ruhige Ergebung und vollkommene Heiterkeit, welche Eigenschaften durch das stürmische und rohe Betragen ihrer Verfolger um so tiefern Eindruck machten.

Aber in Betreff des Herrn Rangervé erinnere ich mich, daß wir uns durch das, was ein gewisser

Grad von Schwäche schien, in unserer Erwartung getäuscht fühlten; denn wir waren gewohnt, die Opfer so handeln zu sehen, wie wenn sie es für eine Ehre hielten, in einer so großen und glorreichen Sache wie die der Religion zu leiden, und wir erwarteten folglich wie die Indianer und Irokesen in Betreff ihrer Tapfern, daß jeder, der zu der Ehre berufen sei, für seinen Glauben zu sterben, sich in jeder Hinsicht seiner erhabenen Grundsätze, seiner Vorfahren, der alten Martyrer, und seiner Brüder würdig beweisen würde, welche bereits berufen worden waren oder berufen werden würden, „denselben guten Kampf zu kämpfen.“ Der arme Herr Rangervé verrieth jedoch in keiner Weise seine Pflicht gegen seinen Gott, außer durch diesen Grad von Schwäche und natürlicher Angst für sein Leben. Als er verurtheilt war, nahm er seine ganze Fassung wieder an und zeigte, wie man mir erzählte, auf dem Schaffote dieselbe Festigkeit und Würde des Benehmens, welches seine Brüder den ganzen Prozeß hindurch so gleichförmig auszeichnete.

Der Tod des hochwürdigen Herrn Le Moine, Priester der Diözese St. Malo.

Der hochwürdige Herr Le Moine war ein sehr ehrwürdiger und frommer Priester, welcher das heilige Amt in der Pfarrei von Maure und La Chapelle Bouexie ausübte, welcher letztere Ort, wie ich bereits erwähnt habe, der Aufenthalt einer meiner Schwestern war. Sie gieng bei ihm zur Beicht und wohnte,

wenn es möglich war, dem heiligen Opfer an auf den Pachthöfen in den abgelegeneren Theilen des Landes. Ich hörte sie oft von ihm als einem sehr heiligen Manne sprechen, welcher mitten unter allen Greueln und Wirren jener Tage einen ganz ruhigen innerlich gesammelten Geist bewahrte. Sein Tod war von vielen Grausamkeiten begleitet. Die Umstände waren die folgenden; meine Schwester konnte trotz allen ihren Nachforschungen nichts Ausführlicheres erfahren. Nachdem er von einem Trupp der Revolutionäre verhaftet worden war, welche eine Geißel jener Gegend waren, beabsichtigten sie zuerst, ihn als Gefangenen nach Rennes zu bringen. Als sie aber vier bis fünf Meilen des Weges zurückgelegt hatten und gerade an dem Damme vorüber giengen, welcher das Wasser eines großen See's begrenzt in der Nähe des schönen Landgutes von La Masse in der Pfarrei Baulon, äußerten einige Soldaten, es würde besser sein, ihn sogleich todt zu machen. Einige von ihnen waren dagegen, sein Blut mit ihren eigenen Händen zu vergießen; die grausameren aber setzten es durch und begannen mit ihren Säbeln ihn in Stücke zu hauen, während andere ihn zu gleicher Zeit mit ihren Bajonetten durchbohrten, so daß er bald todt war.

Dies waren alle Umstände, von welchen mir meine Schwester damals erzählte, indem sie mit einer Fluth von Thränen das Schicksal ihres guten Seelsorgers beweinte. „Ach mein Bruder, was für ein vortrefflicher Mann war Herr Le Moine,“ pflegte sie

zu sagen. Ich war in Rennes zur Zeit als dieser Mord vorkam, und wir hörten davon einige Tage später, als diese Abtheilung Soldaten nach der Stadt zurückkehrte. Ich hörte zufällig selbst einen derselben sein Bedauern über das Vorgefallene ausdrücken, obwohl er zu jenen gehörte, welche durch die Verirrungen jener Zeiten von einer Wuth gegen alles Gute und Heilige erfüllt waren, die sich jetzt fast nicht begreifen läßt, und doch war er vor der Revolution ein ehrbarer, nüchterner, anständiger und selbst guter Mann gewesen, ein achtbarer Handwerker in guten Umständen, der sich durch seinen Fleiß und sein geordnetes Leben bemerklich machte, und so war es mit vielen andern, ich möchte sagen mit den meisten. Dies beweist, wie sehr diese verirrten Menschen zu bemitleiden waren.

Tod des hochwürdigen Herrn Gautier von Brutz und des guten Pächters, der ihn zu schützen suchte.

Der hochwürdige Herr Gautier war zur Zeit der Revolution Vikar der Pfarrei Brutz, ungefähr dritthalb Stunden von Rennes. Brutz war der erste Ort, in welchem ich das heilige Amt ausübte, nachdem ich während der Ostervakanz im Jahre 1809 aus dem Seminar dorthin geschickt worden war, um den Pfarrer zu unterstützen. Dies war sechzehn Jahre nach dem Ereignisse, das ich nun erzählen will. Das Andenken an ihren guten Vikar lebte noch warm in den

Herzen der Pfarrkinder, und ich erinnere mich noch wohl an den halbunterdrückten Unwillen, mit welchem sie sich über jene äußerten, die ihn umbrachten, wie wenn sie sich fürchteten, das Gebot zu verletzen, das ihr sterbender Hirte ihnen eingeschärft hatte, seinen Mördern zu verzeihen.

Er wurde in seinem Verstecke während der Schrecken von 1793—1794 verrathen. Der eifrige und treue Freund, welcher ihn verborgen hatte, versuchte seinen Verfolgern Widerstand zu leisten, erhielt aber einen Säbelhieb, so daß alle seine Eingeweide herausfielen, und als man ihn in Gesellschaft des Herrn Gautier wegführte, konnte er nicht gehen. Nachdem die Soldaten ihn eine Strecke weit in diesem Zustande fortgeschleppt hatten, waren sie genöthigt, einen Karren herbeizuschaffen, in welchen sie ihn legten. Der Priester hielt seinen armen Freund über seinen Knieen, und hörte auf diese Art seine Beicht und bereitete ihn zum Tode vor. So zogen sie, während die Soldaten auf beiden Seiten des Karrens marschirten, durch das Dorf St. Jakob, das zwischen Brutz und Rennes gelegen ist. Wie oft ist, wenn ich in spätern Jahren diesen Weg machte, jene Scene vor mein geistiges Auge getreten! Auf dem Wege durch St. Jakob kam der arme Verwundete seinem Ende nahe. Herr Gautier benachrichtigte die Soldaten davon und bat sie zu halten, damit er ruhiger sterben könnte. Seine Worte rührten ihre harten Herzen und sie hielten mit dem Karren. Dann zog

Herr Gautier sein Ritual und das heilige Oel hervor, das er bei sich hatte, und hier auf dem Karren mitten auf der Straße, umgeben von jenen, die ihn zum Tode führten, reichte er dem armen sterbenden Freunde, welcher sein eigenes Leben verloren bei dem Versuche, das seinige zu retten, das Sakrament der letzten Oelung. Einen Augenblick nachher hauchte der arme Mann seinen letzten Athem aus, und dann trieben sie das Pferd wieder an. Für das Auge des Glaubens war jener armselige Karren, der so den Lebenden und den Todten führte, ihr Triumphwagen; der eine war bereits hingegangen, seinen Lohn zu empfangen, und der andere sollte ihm bald folgen. Wie gesagt, wenn ich später denselben Weg kam, habe ich oft versucht, in die Gefühle jenes guten Priesters einzugehen, als er auf diese Art durch die Straßen von Rennes geschleppt wurde, an den ihm so bekannten Thürmen von St. Peter vorbei, wo er kurze Zeit vorher so viele Zeichen von Achtung von allen Seiten empfangen haben würde, — und jetzt war es so ganz anders! Man hielt vor der Munizipalität, der Pöbel sammelte sich im Haufen um sie und gaffte die Opfer an, — den im Karren sitzenden Priester und seinen todten Freund, der neben ihm lag, — ein kalter Leichnam. „Ist er todt?" fragen sie, und dann stoßen sie ihre schrecklichen Spaßreden aus und rufen: „Nach der Guillotine!" Nach einigem Aufenthalte wurde der Leichnam aus dem Karren genommen, und Herr Gautier wurde in's Gefängniß geführt.

Einige Tage verstrichen, ehe er sein Urtheil empfing. Das neue Gesetz, die Hinrichtungen innerhalb vierundzwanzig Stunden nach der Gefangennahme zu beschleunigen, war noch nicht veröffentlicht worden. Viele seiner Pfarrkinder kamen ihn zu besuchen und ich habe gehört, daß die beständige Lehre für sie alle darin bestand, sie sollten nach seinem Tode denjenigen verzeihen, die ihn angegeben und sein Versteck den Behörden bekannt gemacht hatten. Ich erinnere mich ganz gut, daß er den Tag darauf guillotinirt wurde und seine Krone der Glorie empfing. Die guten barmherzigen Schwestern, welche noch in dem Gefängnisse Dienste thun durften — so schwer war es jemand zu finden, der sie ersetzte — schickten meiner Mutter eine Abschrift von Herrn Gautiers letzter Anrede an seine Pfarrkinder, die er den Abend vor seinem Tode geschrieben hatte. Ich hatte sie lange in meinem Besitze, sie gieng mir aber irgendwie verloren. Ich erinnere mich, wie oft wir Thränen darüber vergossen, wenn wir jene Worte der Liebe, des Glaubens und Eifers für die Religion lasen, die damals mit so verzweifelter Wuth angegriffen wurde. Er selbst so ruhig, so glücklich, eine mit Verbrechen überschwemmte Welt zu verlassen, aber so ängstlich besorgt für jene, die er zurück ließ! Ich erinnere mich an die Sorgfalt des guten Seelenhirten und zärtlichen Vaters, der die zunehmende Gefahr der Zeiten für den Glauben und die Frömmigkeit seiner Heerde so tief empfand. Er legte das meiste Gewicht auf

diesen Punkt und ertheilte passende Ermahnungen für jede Klasse seiner Gemeinde, für die Bejahrten, für die Verheiratheten, für die Jugend, für die Kinder, und am Schlusse enthielten mehrere Zeilen die dringendsten Bitten und feierlichsten Ermahnungen zur Verzeihung, indem er ihnen das Gebot Unseres göttlichen Herrn vorstellte und seine eigene aufrichtige und volle Vergebung in der rührendsten Weise ausdrückte. Die unglücklichen Angeber, was müssen sie empfunden haben, als diese Ermahnungen ihres verrathenen und gemordeten Seelsorgers zu ihrer Kenntniß kamen; denn sie müssen davon gehört, vielleicht sie gelesen haben, weil viele Abschriften gemacht wurden und von Hand zu Hand giengen. Wie muß es ferner jenen gewesen sein, welche diese Tage des Wahnsinns überlebten und sahen, daß die Religion, welche sie auszurotten hofften, mitten aus den Ruinen ihrer verwüsteten Heiligthümer und aus den bleichenden Gebeinen ihrer heiligen Martyrer in neuer Majestät emporblühte, während so viel Thorheit und Barbarei ganz nutzlos war, und sie oft eine Zuflucht vor den Gewissensbissen zu den Füßen der Nachfolger ihrer Opfer suchen mußten. Ein sehr merkwürdiger Fall dieser Art kam gerade in der Pfarrei Brutz vor, deren Vikar Herr Gautier war. Der Schullehrer und Chorregent war einer der wenigen in jener vortrefflichen Pfarrei, welche aus dem Becher des revolutionären Wahnsinns getrunken hatten. Als ich im Jahre 1809 dorthin kam, um Herrn Massiot in der Seel-

sorge zu unterstützen, bemerkte ich seine noch klare und angenehme Stimme, während er auf dem Chore sang, und nachher sagte Herr Massiot zu mir: „Haben Sie jenen alten Mann bemerkt, welcher den Chor leitete? Er war einer der Rothmützen hier, ein wüthender Jakobiner, und nun Dank der Barmherzigkeit Gottes, eines meiner besten Pfarrkinder — ein so reumüthiger Sünder, so gedemüthigt und betrübt bei der Erinnerung an jene Tage, obwohl ich nie darauf anspiele und überhaupt es strenge vermeide, irgend etwas in seiner Gegenwart zu sagen, was seine Gefühle verwunden könnte."

Herr Massiot war selbst ein Bekenner des Glaubens und ein Verbannter in jenen Tagen gewesen, wie ich in dem Berichte über Herrn Touchet bemerkt habe, dessen Vicar er zu St. Hellier war.

Verbannung des Herrn Delaitre.

Eines Tags wurde ein junger Mann von sehr angenehmen und einnehmendem Aeußern, mit einem Gesichte voll Offenheit und Bescheidenheit meiner Mutter von einem Freunde als ein Priester aus dem Departement Calvados empfohlen, welchem in seiner eigenen Gegend zu stark nachgesetzt worden war, und welcher in unserer Stadt Ruhe und bessere Sicherheit suchte. Ich wurde natürlich mit ihm bekannt, und bald sehr vertraut. Der gute Herr Delaitre, was für vergnügte Stunden und Tage verbrachten

wir zusammen! Wir studirten mit einander und stahlen uns dann hinaus auf's Land, wo wir herumschweiften und wo seine zarte Frömmigkeit jeden Gegenstand benützte, um das Gemüth zu Gott zu erheben. Ich sehe noch jetzt sein Gesicht, wie er voll himmlischer Begeisterung mir seine Liebe zur Religion und seine Bereitwilligkeit, für dieselbe zu leiden, ausdrückte, obwohl die Anhänglichkeit und die Sorge seiner Freunde ihn bewog, vorsichtig zu sein. Da die Verfolgung in der Stadt noch heftig wüthete, verließ er sie und gieng zu meiner Schwester nach La Chapelle Bouexie. Nach einer Weile, als das Gesetz des Todes für die Priester in Verbannung nach der ungesunden Küste von Cayenne verwandelt wurde, kehrte er nach Rennes zurück und lebte bei Herrn Petysain, einem frommen Kaufmanne, als dessen Commis er galt. Eines Tages aber, als er gerade über den öffentlichen Platz gieng, erkannte ihn ein Spion aus seinem eigenen Departement und forderte ihn auf, ihm nach der Municipalität zu folgen; von der Municipalität gieng er in's Gefängniß, und aus dem Gefängniß, wo ich ihn oft besuchte und viele angenehme Augenblicke zubrachte, wurde er bald darauf zu seiner Strafe nach Cayenne geschickt. Am Morgen ihrer Abreise wurde ich ungefähr um vier Uhr durch ein Klopfen an der Thüre geweckt. Eine arme Bauersfrau lief vom Markte, der in der Nähe des Gefängnisses war, zu meiner Mutter. „Ach Madam Bruté, jene guten Priester fahren soeben von St.

Michael fort (so hieß das Gefängniß); der Befehl ist plötzlich gestern Nacht gegeben worden, sie sind alle bereits im Karren." Ich lief, so schnell ich konnte, dorthin; sie waren eben im Begriffe abzureisen und saßen in einem offenen Wagen auf ihren Koffern, von reitenden Gendarmen umgeben; mein lieber Herr Delaitre mit seinem heiteren und ausdrucksvollen Gesichte, wie gewöhnlich. Als er mich sah, winkte er mir mit der Hand, seine Augen zum Himmel erhebend und sagte blos: „Deo gratias, Deo gratias," „Gott sei Dank," und der Karren fuhr fort.

Nach einigen Monaten hörten wir, daß seine Gesundheit den Wirkungen des Klima's unterlegen sei, und daß er das Land seiner doppelten Verbannung verlassen hatte, um nach jener bessern Heimat zu ziehen, wo „die Bösen aufhören, die Guten zu beunruhigen und wo die Müden in Ruhe sind."

Herr Martien, ein Bruder der christlichen Schulen.

Wie erwähnt, gieng ich gewöhnlich nach dem Kriminalgerichte, wo die Priester in der Regel abgeurtheilt wurden, aber bei einer gewissen Gelegenheit gieng ich nach dem Militärtribunal und war bei dem Verhöre und der Verurtheilung eines christlichen Bruders anwesend. Ich erinnere mich nicht mehr ganz deutlich an die Umstände, obwohl ich noch die große hagere Gestalt des Herrn Martien sehen und seine Stimme hören kann, wie er sich vergebens vor

seinen Verfolgern vertheidigte. Das Verhör fand am Abend statt und der Präsident des Hofes war eine Art von Philosoph, der sich sehr viel auf seine Weisheit zu gute that und oft in dem Club (im Volksverein) sprach. Mehrere Personen waren zu gleicher Zeit wegen irgend einer angeblichen Verschwörung angeklagt. Herr Martien brachte zu seiner Vertheidigung vor, daß er kein Priester oder Geistlicher sei in irgend einem Sinne des Wortes; er sei, obwohl mit andern in einer religiösen Gesellschaft verbunden, nur ein Schullehrer und nichts weiter; ein Schullehrer, der sich der Erziehung armer Kinder widme, was, wenn sie es mit ihren Versicherungen der Liebe zu den Armen und mit den Grundsätzen der Brüderlichkeit aufrichtig meinten, ihm einen Anspruch auf ihre Dankbarkeit geben sollte. Alles dies war ganz wahr, allein dies war eine Art von Brüderlichkeit und Hingebung für die Armen, wofür sie keine Sympathie hegten, und trotz seiner triftigen Vertheidigung wurde er augenblicklich zum Tode verurtheilt. Er war aus St. Malo und hatte vierzehn Jahre in seinem niedrigen aber heiligen Berufe als Lehrer für die Kinder der Armen zugebracht.

Pater Kergaté.

Der hochwürdige P. Kergaté aus der Gesellschaft Jesu lebte zu Rennes während der Verfolgungen von 1793. Seine milden Tugenden sind mir

noch im Gedächtnisse, wie mir auch sein abgemagertes Gesicht noch vorschwebt, das Selbstverleugnung und Abtödtung verkündigte, womit er aber eine Leutseligkeit und Feinheit des Benehmens verband, die den Geist wahrer Heiligkeit anzeigten. Der Lärm und die Greuel der Zeiten schienen seinen Frieden nicht zu berühren, obwohl er als Priester nothwendig stets den Tod befürchten mußte. Er konnte die leidenschaftlichen Ausdrücke nicht ertragen, welche fast jede Familie zwischen den vier Wänden gegen die Urheber so vieler schrecklichen Verbrechen und Grausamkeiten vorbrachte. „Sprechet nicht so," pflegte er seinen Freunden zu sagen, wenn sie ihrer Entrüstung in seiner Gegenwart Luft machten. „Warum so viel Aerger? Was können sie uns am Ende schaden? Die äußerste Wirkung ihrer Wuth wird nur sein, daß sie uns um so bälder zu unserer Glückseligkeit in den Himmel senden, und unterdessen geben sie uns beständig Gelegenheit, Verdienste zu erwerben, wenn wir nur in unsern Seelen den Geist der Geduld und aufrichtiger Verzeihung sorgfältig nähren wollen. Sollen wir nicht Unsern Herrn nachahmen, der in den Händen seiner Peiniger stille schwieg? Ja ihr guten Seelen, sind nicht diese unglücklichen Menschen, über die ihr so strenge urtheilet, mehr ein Gegenstand des Mitleids als ihre Opfer? Denket an den Zustand ihrer Seelen; in was für einem schrecklichen Elend und in welcher Gefahr sie sind, und euer Zorn wird sich bald in Mitleid und in

Thränen wahrer Nächstenliebe verwandeln. Wenn ihr einem armen Geschöpfe begegnet, ganz bedeckt mit abscheulichen Geschwüren, ist es Zorn, was ihr gegen dasselbe empfindet? Würdet ihr die Ruthe ergreifen und den armen Elenden damit schlagen? Wo ist unser Glaube, wenn wir den Zustand der Seele vergessen, das einzig richtige Maß unserer Gefühle, wenn wir gute Christen sind? Gott verhüte, daß wir die Vortrefflichkeit der Gnaden vergessen, die uns durch sie geboten werden. Unser einziger Kummer sollte sein, daß diese unglücklichen Wohlthäter ihre eigenen Seelen so sehr der Gefahr aussetzen, während sie die Seligkeit der unsrigen nur beschleunigen und sicher stellen. Mitleid, das zärtlichste Mitleid für sie ist unsere Pflicht; alles Uebrige ist unrecht und ein Fehler unserer schwachen Natur." So ungefähr hat dieser gute und menschenfreundliche Priester oft gesprochen. Er starb nicht lange nach Robespierre, als die Verfolgung sehr nachgelassen hatte, aber doch noch grausam genug gegen die Geistlichen war, zumal, wenn sie in der Ausübung ihrer heiligen Verrichtungen ergriffen wurden. Bis zuletzt hatten sie reichliche Gelegenheiten, den Rath des guten P. Kergaté zu befolgen, und es erforderte viel Gnade und ein starkes Gefühl für Religion und Nächstenliebe, sich gegen solche Elende, die alle ihre Greuel sogar noch in Namen der Freiheit und der öffentlichen Wohlfahrt begiengen, nicht zu Verwünschungen hinreißen zu lassen.

Und doch hatte P. Kergaté recht, und wenn wir gute Christen sind, so werden wir unsern Verfolgern verzeihen und für sie beten. Das Gebet des heiligen Stephanus hat, wie die alten Väter sagen, den Saulus bekehrt. „Si martyr Stephanus non orasset, Ecclesia Paulum non haberet.“

Zwei Brüder miteinander zum Tode verurtheilt.

Ich erinnere mich, eines Tages gegenwärtig gewesen zu sein, als zwei Brüder als Feinde der Republik zum Tode verurtheilt wurden. Es war im Jahre 1793, während die Schreckensherrschaft den höchsten Grad erreicht hatte. Es waren Bauern, einfache Landleute, der eine verheirathet und Vater, der andere jünger und unverheirathet. Der Auftritt war sehr rührend, besonders als sie in's Gefängniß zurückkehrten nach Anhörung des Urtheils, welches sie den andern Morgen miteinander in den Tod sandte. Sie standen in der Blüthe des Lebens, und in dem Bewußtsein, schuldlos zu sein, sollten sie sterben; — der arme Ehemann und Vater insbesondere weinte bitterlich. „Ach, mein Bruder,“ sagte der jüngere zu ihm, „gieb dich doch nicht so dem Kummer hin — wie glücklich sind wir vielmehr, sobald in den Himmel zu kommen.“ — „Gewiß, mein Bruder, aber mein armes Weib und meine Kinder, was wird aus ihnen werden?“ und er weinte um so mehr, obwohl er im Herzen in sein Schicksal wahr-

haft ergeben war. „Weine nicht," bat der jüngere, meinst du, Gott wird sie verlassen? und da wir Ihn bald sehen werden, werden wir dort nicht im Stande sein, viel für sie zu beten?" Und so giengen sie in den Tod — und in den Himmel.

Herr Boislève.

Herr Boislève war ein Advokat und wurde in dem Parlamente und in den Gerichtshöfen von Rennes als der ausgezeichnetste Jurist und der scharfsinnigste und tüchtigste Rechtskonsulent angesehen; als Redner war er nicht besonders ausgezeichnet, aber in Sachen des Rathes galt er als ein wahres Licht seines Standes. Er war zugleich ein lebendiger Heiliger, ein Muster von Unbescholtenheit und schlichten alten Sitten, — bescheiden und zugänglich in seinem Betragen, uneigennützig und liebreich in der Ausübung seines Standes und allen wegen seiner aufrichtigen Frömmigkeit und Anhänglichkeit an seine Religion wohl bekannt. Jeden Morgen war er bei der Frühmesse anwesend, die vor fünf Uhr in dem Kloster der Dominikaner gelesen wurde. Da kniete er hinter einer Säule, in tiefe Andacht versunken, so daß jedes Herz gerührt wurde, das ihn bemerkte. So viel ich mich erinnere, gieng er jeden Morgen zur Kommunion, kehrte dann hinter seine Säule zurück, brachte eine kurze Zeit im Gebete zu, gieng dann nach Hause und widmete sich der gewissenhaften

Erfüllung der Pflichten, welche sein großer Ruf und seine ausgedehnte Praxis ihm auflegten. Er machte es sich zur Regel in Sachen der Wittwen und Minderjährigen niemals ein Honorar zu nehmen, und blieb derselben treu, selbst in jenen Fällen, wo die Umstände dies keineswegs verlangten.

Nichts kann einen schlagenderen Beweis von dem Einflusse geben, welchen sein Charakter auf die Gemüther Aller erlangt hatte, als die Thatsache, daß er mitten unter den wildesten Ausschweifungen der Revolution über den Fanatismus der wüthendsten Jakobiner das Uebergewicht erhielt und daß sie ihn wider ihren Willen achten mußten. Ich erinnere mich an ein auffallendes Beispiel hievon, das eines Tages vorkam. Herr Boisleve war gewohnt, für sich allein jeden Tag auf der öffentlichen Promenade einen Spaziergang zu machen. Einst, als er sich eben nach dem Platze begeben wollte, näherte er sich der Ecke einer Straße, wo eine Anzahl der wüthendsten Jakobiner versammelt und in lebhaftem Gespräche begriffen waren. Er sah sie, und obwohl er nach seiner Gewohnheit keinen Versuch machte, sie zu vermeiden, so wollte er doch um sie herum gehen. Aber auf einmal, als er sich ihnen näherte, machten sie ihm rechts und links Platz, nahmen ihre Hüte und Mützen ab und ließen ihn stillschweigend durch ihre Reihen hindurchgehen, indem sie sich flüchtig vor ihm verbeugten; er selbst schwieg stille und war fast erschrocken über diese Zeichen von Achtung, wenn je

etwas seine ruhige und erhabene Seele aufregen konnte. Sobald er vorüber war, wunderten sie sich selbst über das, was sie vor einem gethan hatten, der keiner der Ihrigen war. Es war in der That die plötzliche unwillkürliche Anerkennung eines höhern Werthes — der Einfluß einer lange und mit Recht genossenen Achtung, der für einen Augenblick die bewußte Niederträchtigkeit und Schlechtigkeit überwältigte. Herr Boisleve wurde von seiner letzten Krankheit befallen, als die Revolution auf ihrem Höhepunkte stand, kurze Zeit, nachdem das Dekret erschienen war, daß jeder Priester innerhalb vierundzwanzig Stunden nach seiner Verhaftung hingerichtet werden sollte. Ein Freund erbot sich jedoch, ihm den Beistand eines Priesters zu verschaffen, damit er das letzte tröstende und stärkende Sakrament der Kirche empfangen könnte. „Nein, mein Freund," antwortete Herr Boisleve, „ich habe mich schon lange auf diesen Augenblick vorbereitet; ich will mich ganz auf Gott verlassen und will keinen seiner Diener der Gefahr aussetzen, sein Leben um meinetwillen zu verlieren, während ihre Dienste für Andere so nöthig sind, die es vielleicht versäumt haben, sich auf den Tod vorzubereiten." Es war ein heldenmüthiger Akt der Selbstaufopferung von einem Manne, der solche Liebe und Verehrung vor dem heiligen Sakramente hatte, daß er in jenem Augenblicke so darauf verzichtete; — und so starb er wie er gelebt hatte, als das Muster eines frommen Christen. Meine Mutter

kannte ihn ganz genau und verehrte ihn wie einen Heiligen. Er hatte ihr nach meines Vaters Tode viele Dienste geleistet. Es ist um so angenehmer an seine Tugenden zu erinnern, weil so viele, die seinem Stande angehörten, in jenen Tagen des Wahnsinns ganz anders handelten.[1])

Die Gräfinen von Renac und der hochwürdige Herr Marechal.

Zwei Schwestern, die Gräfinen von Renac, unverheirathete Damen, zwischen dreißig und vierzig Jahre alt, lebten zusammen in einem hübschen, kleinen Hotel gegenüber der öffentlichen Promenade in der Stadt Rennes. Meine Mutter war gewohnt, dort ihren Morgenspaziergang zu machen, und einige Tage vor den Ereignissen, die ich nun erzählen will, winkte ihr eine der Damen, in die Nähe des Hauses zu kommen, und sprach zu ihr: „Madam Bruté, möchten sie heute gern einer Messe anwohnen?" Bei dem heiligen Opfer gegenwärtig zu sein, war damals ein unschätzbares Glück, so lange und allgemein waren die Katholiken durch die schreckliche Verfolgung jener Tage desselben beraubt gewesen, welche damals wegen des kürzlich erlassenen Dekretes strenger ge-

[1]) Die bittersten und blutdürstigsten Akteure in der französischen Revolution waren „Advokaten" gewesen: Robespierre, Danton, Carrier, Couthon. Man muß jedoch zur Ehre der menschlichen Natur erwähnen, daß Malesherbes, Trouchet und Decaze demselben Stande angehörten.

worden war, auf das ich in der vorigen Skizze angespielt habe, und das über jene, die einen Priester beherbergten, und über den Priester selbst innerhalb vierundzwanzig Stunden nach ihrer Verhaftung die Todesstrafe verhängte.

Meine Mutter lehnte es wegen dieser Umstände ab, anzuwohnen, und bat sie dringend, in einer so gefährlichen Zeit vorsichtiger zu sein, wo sie sich glücklich fühlen sollten, wenn sie das Leben des Priesters und ihr eigenes retten könnten. Der Priester, welchen sie in ihrem Hotel versteckt hatten, war der hochwürdige Herr Marechal, ein frommer und sehr gebildeter junger Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren. Einige Tage später war Vorsicht nur allzu nothwendig; denn diese guten, menschenfreundlichen Damen, sowie der Priester selbst waren zu unvorsichtig; ihr Haus wurde den Behörden als eines angezeigt, das gewiß eines der dem Tode geweihten Opfer beherberge.

Valeray, einer der thätigsten und blutdürstigsten Agenten der Revolutionsausschüsse, welcher allein fast die Hälfte aller Verhaftungen, die stattgefunden, vorgenommen hatte, wurde bestimmt, die Nachforschung anzustellen. Er hatte die Nachricht erhalten, daß der dort verborgene Priester Herr Marechal sei, welcher sein Schulkamerad und besonderer Freund gewesen war; die Nachricht lautete in der That so bestimmt, daß kein Zweifel blieb, derselbe befinde sich in dem Hotel.

Valeray gieng demgemäß mit einigen seiner zuverläßigsten Leute dorthin und stellte die sorgfältigste Untersuchung des ganzen Hauses an, aber nachdem er Stunden lang damit zugebracht und jeden Winkel vom Keller bis zur Bühne durchstöbert hatte, fand sich nichts. Die Damen waren anwesend, ruhig und gefaßt und vor jeder hinterlistigen Frage auf der Hut. Da Valeray endlich sah, daß er wahrscheinlich seinen Zweck nicht erreiche, nahm er die Frauen bei Seite und sagte zu ihnen mit vollendeter Heuchelei: „Sie sehen, meine Damen, den Eifer meiner Leute; die Anzeige ist so bestimmt, daß wir keinen Zweifel haben, Herr Marechal befinde sich hier. Er wird zuverlässig entdeckt werden; ich wünschte von Herzen, daß er entkommen möchte, aber wenn ich mich nicht selbst gefährden will, so muß ich meinen Auftrag erfüllen und meine Leute zu einer genauern und sorgfältigern Nachforschung antreiben; es ist nur eine Möglichkeit der Rettung für ihn, meine Damen, und diese ist, wenn sie mir sagen, wo der arme Bursche versteckt ist — mein alter Freund, mein alter Schulkamerade; wie schwer fällt mir diese Pflicht! Wenn Sie mir sagen wollen, wo er ist, so will ich meine Leute von diesem Orte entfernt halten."

Die zwei Damen schauten einander an, und diesen Moment der Zögerung bemerkte Valeray. Er bat jetzt dringender mit den wärmsten Versicherungen seines festen Vorsatzes, Herrn Marechal zu retten, wenn sie ihm nur so weit vertrauen wollten, denn

die Entdeckung seines unglücklichen Freundes würde auch die Verurtheilung von zwei in der Stadt so sehr geachteten Damen zur Folge haben. Eine der Frauen blickte die andere ängstlich an und schien durch den Ausdruck ihres Gesichtes die andere zu fragen, ob sie nicht diese Gelegenheit benützen sollten, sich mehr sicher zu stellen. Die andere, weniger vertrauend, antwortete durch einen verbietenden und warnenden Blick. Aber das mehr vertrauende Herz ihrer Schwester konnte dem heftigen Andringen des Mannes nicht widerstehen und sie zeigte ihm das Versteck des Herrn Marechal, welcher ohne Zweifel hinter einer jener doppelten Wände oder Gewölbe war, deren Herstellung in jenen Zeiten zu einer großen Vollkommenheit gebracht wurde.[1] Die Verfolger giengen aber selten fehl; sie hatten so viele Mittel, diese Verstecke ausfindig zu machen, indem sie jeden verdächtigen Winkel mit langen eisernen Ruthen und Picken maßen und sondirten. Kaum hatte die gute Dame den gewünschten Wink gegeben, so rief Valeray voll Freude seinen Leuten zu, sie sollten kommen und die Bretter niederreißen, welche sein Opfer verbargen, und so bald er den Freund bemerkte, welchen er so schändlich verrathen, sagte er zu ihm:

[1]) Es ist bekannt, wie sinnreich die Verstecke der Priester in den Häusern des katholischen Adels in England während der Zeit der Verfolgung eingerichtet waren. Fast alle alten katholischen Edelsitze rühmen sich irgend einer solchen „Prophetenkammer in der Wand.“

„Es thut mir leid, mein lieber Marechal, daß dieser Auftrag mir geworden ist; aber der Wille der Nation muß ausgeführt werden. Wir werden bald den letzten eurer Kaste sehen; — kommet und folget mir.“ Sie wurden natürlich alle sogleich vor Gericht gebracht; die zwei edlen Damen mehr betrübt über das Schicksal ihres vortrefflichen Freundes und über die unglückliche Art, wie seine Verhaftung durch ihr unseliges Vertrauen auf das Versprechen jenes boshaften Mannes herbeigeführt worden war, als in Furcht, den Tod zu erleiden und die Krone des Glaubens und der christlichen Nächstenliebe zu empfangen, welche für so viele in jenen Zeiten ein Gegenstand des sehnlichsten Verlangens wurde.

Was ich bisher erzählt habe, gründet sich auf die Nachrichten, die mir damals mitgetheilt wurden, von dem Folgenden war ich ein Augen- und Ohrenzeuge. Sobald ich hörte, daß sie vor das Tribunal geführt worden waren, folgte ich ihnen dorthin und nahm meinen Platz dicht neben den Opfern. Der Priester war auf der einen Seite und wurde zuerst aufgerufen, zu antworten; die Damen saßen gegenüber. „Dein Name?“ fragte der Präsident. „Schreibet,“ sagte er, indem er dem Schreiber des Tribunals eigentlich diktirte, „daß mein Name Marechal ist.“ Nachdem der Schreiber dies niedergeschrieben hatte, wurde die zweite Frage wie gewöhnlich gestellt. „Dein Stand?“ Und Herr Marechal diktirte wieder, wie um absichtlich seine Antworten vor jeder

Mißdeutung zu bewahren: „Schreibet: ein römisch-katholischer apostolischer Priester.“ Der Schreiber wandte sich ungeduldig zu dem Präsidenten und fragte, ob er verflichtet sei, diese Antwort niederzuschreiben, welche der Bürger ihm mit solcher Förmlichkeit diktirt habe. Der Präsident antwortete: „Gleichviel, schreibe es nieder, wie er es gesprochen.“ Dann wurden noch zwei oder drei andere Fragen an Herrn Marechal gerichtet, die ich vergessen habe; doch erinnere ich mich, daß er mit großer Ruhe und mit Nachdruck die Gründe angab, die ihn bewogen hatten, den Forderungen des Gesetzes in Betreff der Eide seinen Gehorsam zu versagen, und daß er während seines kurzen Verhörs einen ungewöhnlichen Grad von Selbstbeherrschung und Mäßigung an den Tag legte.

Die Damen wurden sodann aufgefordert, ebenfalls zu antworten. Leider kann ich mich jetzt an die Fragen, die ihnen gestellt wurden, nicht mehr erinnern, ebenso wenig an ihre Antworten, obwohl ich, wie gesagt, wenn ich von diesen erschütternden Scenen heimkam, jedes Wort und jeden Umstand erzählen konnte. Allein obschon ich mich jetzt nicht mehr an das erinnern kann, was zu ihnen gesagt wurde, (wahrscheinlich waren es nur die gewöhnlichen Fragen) so kann ich doch noch jene zwei achtbaren Damen sehen mit ihren schwarzen Hauben und Mänteln nach der damaligen Mode in der Stadt — beide große, schlanke Gestalten, blaß, mit mildem und interessantem Gesichte. Die ganze Sache wurde wie gewöhnlich

ganz kurz abgemacht; das Gesetz sprach sich ja klar und deutlich aus und erlaubte keine Unterscheidungen. Das Todesurtheil wurde über Herrn Marechal und die zwei Damen von dem Präsidenten des Tribunals, Bouassier, ausgesprochen. Dieser unglückliche Mann schien bei dieser Gelegenheit angegriffen zu sein. Er kannte die Damen gut und war sich der ganzen Ungerechtigkeit der That bewußt, die er begieng; sein Gesicht und seine Stimme veränderten sich in der schrecklichsten Weise. Ich kann ihn noch jetzt deutlich sehen, wie er in jenem Augenblicke dastand, und kann seine heisere, verdrießliche Stimme noch hören. Ich erinnere mich, daß ich ihn mehr bemitleidete als seine Opfer.

Während das Urtheil gesprochen wurde, konnte eine der Schwestern das schreckliche Wort: Tod nicht hören; sie wurde ohnmächtig, fiel von ihrem Sitze und lag bewußtlos auf dem Boden. Ach, welcher Anblick! Alle schienen ergriffen. Sie wurde, wenn ich mich recht erinnere, von Herrn Marechal und ihrer Schwester aufgehoben, die sich in diesen Dienst mit den Gendarmen theilten. Was nachher vorfiel, bis sie den Hof verließen, ist mir nicht mehr klar im Gedächtnisse und ich will nichts anführen außer Umstände, deren ich mich deutlich erinnere. Sie wurden bald von dem Tribunal zu der Guillotine geführt, und dort anwesend zu sein konnte ich nie über mich bringen. Ich eilte immer von dem Tribunal fort, um alles, was vorgefallen war, der Familie und andern

Freunden zu berichten; wir zitterten beinahe, während wir zusammen weinten, es möchte jemand herein kommen oder irgend ein Verräther in der Nähe sein, um uns anzuzeigen. Irgend ein Mitleid gegen die Feinde der Republik oder die Priester und ihre fanatischen Schleppträger, wie sie genannt wurden, zu äußern, war eine hinreichende Ursache, um als „verdächtig" angezeigt zu werden, und es gab nicht weniger als zehn verschiedene Behörden, welche die Macht hatten, solche verdächtige Personen dem Gefängnisse zu überliefern, und viele hundert solche verdächtige Personen wurden damals in diese „Gefängnisse der Verdächtigen" geworfen — die Männer in das alte Kloster von der Dreieinigkeit, und die Frauenspersonen in eine Anstalt, „zum guten Hirten" genannt, die früher ein Zufluchtshaus für weibliche Büßerinnen gewesen war. Man sagte mir, daß die Gräfinnen von Renac, als sie auf das Schaffot hinaufgiengen, von Herrn Marechal unterstützt und bis zuletzt ermuthigt wurden, welcher als ein Priester „der am meisten Schuldige" war und zuletzt den Tod zu leiden hatte. Die, welche im Gerichtshofe in Ohnmacht fiel, wurde auf dem Schaffote wieder ohnmächtig, und in diesem bewußtlosen Zustande guillotinirt.

Der Präsident des Tribunals, Bouassier, wurde in diesem besondern Falle so sehr erschüttert, daß seine Gesundheit seitdem immer ungemein angegriffen war. Sein blaßgelbes, abgezehrtes Gesicht, seine hohle Stimme und seine häufigen Seufzer, alles deutete die

Angst seiner armen Seele an. Als Buonaparte zur Gewalt kam, blieb er noch immer in seiner Stelle als Richter und Präsident des Gerichtshofs, aber nach den Geschichten, die damals umliefen, war ihm das Leben eine große Last und seine Existenz war eine sehr traurige. Eines Tags, mehrere Jahre nach den oben erzählten Ereignissen, machte er einen einsamen Spaziergang gerade auf der Promenade, die dem Hotel Renac gegenüber lag, als er plötzlich seinen Namen, Bouassier, nennen hörte; er drehte sich um, da er aber niemand sah, setzte er seinen Weg nach dem andern Ende der Allee fort, wo er wiederum Bouassier rufen hörte. Dies beunruhigte ihn, aber er gieng weiter. Als er zum drittenmal ganz deutlich seinen Namen Bouassier nennen hörte, wandte er sich in der größten Aufregung gegen einige junge Leute, die er herankommen sah und die vielleicht, wie er meinte, ihm einen Possen spielen wollten. „Was giebt es, meine Herren, warum ruft man mich?" — „Was es giebt, mein Herr," antworteten sie, „merken Sie nicht, daß es die Stimme der Damen in jenem Hotel ist?" Dabei deuteten sie auf das Hotel Renac. Bouassier kehrte in der größten Niedergeschlagenheit nach Hause zurück und wurde, soviel ich mich erinnere, sogleich krank; gewiß ist, daß er kurz nach diesem Ereignisse starb, und es hängt ein Umstand mit seinem Tode zusammen, der noch merkwürdiger ist und den ich nicht übergehen darf. Während seiner letzten Krankheit wurde er von Dr. Dulattay besucht,

seinem alten Freunde, einem ausgezeichneten Arzte und sehr religiösen Manne. Den Abend, bevor er starb, sagte der Doktor, welcher sah, wie niedergeschlagen er war, zu ihm: „Mein lieber Bouassier, Sie sind wirklich sehr krank und haben nur noch kurze Zeit zu leben; möchten Sie nicht einen unserer alten Freunde, z. B. den Pater Gaffard sehen?" Pater Gaffard war ein Karmelite, und war der Schulkamerade von beiden gewesen; er war ein sehr gelehrter Mann und wegen seiner Milde und Liebenswürdigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten bekannt. „O ja," sagte der unglückliche sterbende Mann, „es würde mir großen Trost gewähren." Der Doktor suchte augenblicklich den Pater Gaffard auf, und um eilf Uhr Nachts, wenn ich mich recht erinnere, eilte der gute Pater mit Angst und Freude hin, um wo möglich ihren frühern Verfolger zu retten; welches Glück für einen Priester, noch mehr für einen, der in bessern Tagen sein Freund gewesen war; aber ach, welches schreckliche Gericht Gottes! Als er, der sie so grausam dem Tode überliefert hatte, eines Priesters bedurfte, war es ihm versagt, jenes Glück zu genießen. Sein eigener Sohn, der von ihm in der Schule des Voltaire und Rousseau aufgezogen worden war und sich selbst unter den heftigsten Jakobinern während der schrecklichen Zeiten des Robespierre hervorgethan hatte, stand im Wege. Er empfing Pater Gaffard mit der zornigsten Miene, sagte ihm, sein Vater sei ein besserer Mann als er (der Priester)

und bedürfe seines Beistandes nicht, um gehörig zu sterben. Pater Gaffard bat vergebens; er durfte nicht hineingehen. Bouassier starb in jener Nacht. Möchte seine Sehnsucht von Gott angenommen worden sein, und möchten seine Opfer das Glück genossen haben, ihm, für den sie so oft und so inbrünstig ihre Gebete ausgegossen hatten, im Himmel zu begegnen!

Die obigen Umstände wurden mir damals von jenen erzählt, welche Gelegenheit hatten, sie zu kennen, und ich habe keinen Zweifel an ihrer Wahrheit.

Vorfälle aus dem Krieg in der Vendée.

Es giebt in der Geschichte keinen größern Contrast als den zwischen den Vendéern und ihren Unterdrückern. Auf der einen Seite sehen wir alles, was die menschliche Natur adelt, auf der andern alles, was sie herabwürdigt und erniedrigt. Ein tugendhaftes und braves Landvolk kämpft für seine Altäre und seinen Herd, und unerfahren in kriegerischer Zucht wirft es doch mächtige Heere über den Haufen und vergilt nach errungenem Siege mit Milde die ihm zugefügten Grausamkeiten. Das ist das Bild, welches die Bauern der Vendée uns darstellen. Auf der andern Seite bilden die an ihnen verübten Grausamkeiten eine der dunkelsten Schattenseiten in dem düstern Gemälde der französischen Revolution. Cathelineau, der tugendhafte Bauer, welcher der erste General der Vendéer war, und der berüchtigte Carriere,

der Anstifter der Noyaden zu Nantes können als Muster der beiden Parteien gelten.

Im Jahre 1793 erließ der Nationalkonvent, offenbar in Wuth versetzt durch den erfolgreichen Widerstand der Bauern der Vendée, ein Dekret, die Provinz zu verwüsten: die Dörfer sollten niedergebrannt, die Männer, wo man sie finde, getödtet, und die Frauen und Kinder in das Innere Frankreichs abgeführt werden. Große Schaaren kamen durch unsere Stadt Rennes auf dem Wege nach ihrem Verbannungsorte, und da sie oft für eine kurze Zeit Halt machen mußten, so erhielten sie Quartierbillete bei den verschiedenen Familien der Stadt. Einmal wurden eine arme Frau, ihre zwei Töchter und eine Dienstmagd nach unserm Hause geschickt und durften sich für ein paar Tage ausruhen, ehe sie ihre Reise fortsetzten. Ihre Bestimmung war, wenn ich mich recht erinnere, Caen in der alten Provinz der Normandie. Arm waren sie in der That; bevor sie die Heimat verließen, hatten sie dasselbe Haus, welches sie so lange beherbergt hatte und worin sie so viele glückliche Stunden genossen, bis auf den Boden niedergebrannt, die Felder zertreten und verwüstet gesehen; der Gatte und Vater war zum Heere der Vendéer geflohen, und nach aller Wahrscheinlichkeit sollten sie ihn nie wieder sehen, vielleicht nie von seinem Schicksale hören. Das gute Weib war vielleicht vierzig Jahre alt oder etwas weniger — das Bild einer schönen gesunden Frau, jetzt durch Kummer und Angst

abgezehrt. Die beiden Töchter, sechzehn und achtzehn Jahre alt, eine größer als die Mutter, trugen in ihren Gesichtern und in ihrem ganzen Betragen die Zeichen der tugendhaften häuslichen Erziehung, welche sie erhalten hatten — so bescheiden und sittsam, und doch so muthig und so voll zärtlicher Liebe und Achtung gegen ihre Mutter. Diejenige, die mir aber am meisten gefiel, war die starke gutmüthige Dienstmagd, so demüthig, so getreu und doch ihres Werthes so wenig bewußt, — einst in der Heimat der vertraute und gütig behandelte Dienstbote, und jetzt der beste Freund. Als die Frau das Loos, welches ihnen bevorstand, erfuhr, schickte sie ihren Knecht mit einer kleinen Geldsumme ab, um auf Nebenwegen nach Nantes zu gehen und auf ihre Ankunft zu warten, wenn „die höllische Colonne," wie sie mit Recht genannt wurde, kommen sollte, um das Dekret zu vollziehen, nämlich ihr Eigenthum zu verwüsten und sie aus der Heimat zu vertreiben. Als der Trupp, der zu ihrem Hause kam, sein Werk gethan hatte und sie nach Nantes führte, suchte sie nach dem Knechte; aber einige Tage und die Versuchung hatten eine große Veränderung in ihm hervorgebracht; er leugnete, etwas empfangen zu haben, und drohte, wenn sie etwas von der Sache sagten, sie den Behörden anzuzeigen. In diesem schrecklichen Augenblick wandte sich die arme Frau zu ihrer Magd und sprach: „Jetzt, mein Kind, wirst du uns verlassen müssen. Ich habe nicht länger die Mittel, dich für deine Dienste zu beloh-

nen. Du bist stark und kannst leicht die Erlaubniß erhalten, in Nantes zu bleiben, und einige Mittel finden, dich durchzubringen. Was meine Töchter und mich betrifft, so ist Elend unser Loos; wir müssen weiter fort, und uns den Händen der Vorsehung überlassen." — „Nicht so, gute Frau," war die Antwort des armen Mädchens. „Ich will euch nicht verlassen, und was ich verdienen kann, soll für uns alle sein," und so war es. Die Thränen kommen mir jetzt noch in die Augen, wenn ich mich erinnere, mit welchen Ausdrücken der Rührung die unglückliche Frau über die Aufopferung und Treue und die mühsamen Dienste der guten Magd sich äußerte. Ich erinnere mich, daß sogar während der paar Tage, die sie bei uns blieben, die treue Magd irgend eine Arbeit in der Stadt zu finden suchte, um etwas zu verdienen und damit die Familie auf ihrer weitern Wanderung zu unterstützen. Meine Mutter bemitleidete und achtete sie, und that alles, was sie konnte, ihnen zu helfen. Es war um so trauriger für dieselben; denn zu gleicher Zeit wurden nicht weniger als vierzehn Soldaten bei uns einquartirt, eine Abtheilung gerade der Leute, welche soeben solche Greuel in der Vendée begangen hatten. Bei ihren lärmenden Gelagen war es ihre Hauptbeschäftigung, sich dessen zu rühmen, was sie gethan hatten. Sie hatten augenscheinlich ein Vergnügen daran, ihre schlechtesten und niederträchtigsten Thaten ausführlich zu erzählen, so daß diese armen verbannten Vendéer trotz aller Fürsorge meiner Mut-

ter genöthigt waren, mehr oder weniger auf diese herzzerreißenden Geschichten zu horchen und sich ihre Wunden frisch öffnen zu lassen; denn nichts machte diese Ungeheuer boshafter als der Anblick ihrer Opfer.

Herr Joyaux und der Prinz von Rieux.

Herr Joyaux war der Intendant des Schlosses und der Domänen des Prinzen von Rieux, ungefähr fünfzig Meilen von Rennes. Das letztemal, als ich diesen vortrefflichen und höchst achtungswürdigen Mann sah, schwebte schon der Schatten des Todes über ihm und lag in jedem seiner Gesichtszüge. Er starb buchstäblich an Kummer, der durch die Ereignisse jener Tage über ihn gebracht wurde und der so tief war, daß er über die besten Anstrengungen seiner tugendhaften und religiösen Seele triumphirte. Die Aechtung der Religion, die Ermordung so vieler Priester, die Vernichtung so vieler edlen und alten Familien, welche in unserer Bretagne so sehr geachtet und geliebt gewesen waren, giengen ihm tief zu Herzen. Aber das Ereigniß, welches den letzten bittern Tropfen in seinen Becher der Trübsal fallen ließ, war das unglückliche Ende der Expedition von Quiberon. Unter jenen, welche bei dieser Gelegenheit getödtet wurden, nachdem sie kapitulirt hatten, war der junge Prinz von Rieux, der letzte Sprößling jener alten Familie und ein Mann, der in jeder Hinsicht würdig war, ihren Namen mit Ehren fortzupflanzen.

Was den Fall noch trauriger machte, war der Umstand, daß er hätte entkommen können, ohne ein fast unvermeidliches Versehen, welches Herr Joyaux selbst begieng, des jungen Prinzen ergebenster Anhänger und Freund, welcher gerne sein eigenes Leben für ihn gelassen haben würde. Als die Gefangenen kapitulirt hatten, wurden sie nach Auray [1]) geführt, einige Meilen von dem Platze des Gefechts, und wurden daselbst strenge bewacht. Nachdem man ihnen zum Scheine den Prozeß gemacht hatte, wurden sie als Emigranten zum Tode verurtheilt und von Soldaten hinausgeführt, um erschossen zu werden. Selbst noch in dieser kurzen Zwischenzeit entkamen manche, einige gleichsam durch Zufall mitten in der Verwirrung, und einige durch Bestechung der Soldaten. Herr Joyaux war zu Rieux, dem Landsitze des jungen Prinzen, ungefähr zwanzig Meilen von Auray, als er einen Brief von einem treuen Freunde erhielt des Inhalts: „Komm' augenblicklich und bringe dreitausend Franken mit, und du kannst den Prinzen retten," aber auf

---

[1]) Msgr. de Hercé, der Bischof von Dol, der Graf von Sombreuil, welcher die Truppen befehligte und eine große Anzahl Edelleute und Priester, die zu der unglücklichen Expedition von Quiberon gehörten, wurden trotz der Kapitulation auf einer großen Wiese bei der Stadt Auray hingerichtet. Der Platz trug seitdem den Namen „das Martyrerfeld." Eine Kapelle wurde nahe an dem Orte errichtet und die Ueberreste der Umgekommenen so viel als möglich gesammelt und darin beigesetzt.

der Rückseite stand geschrieben: „Es wird zu spät sein; ehe du ankommst, wird der Prinz erschossen sein.“ Von seinen Gefühlen überwältigt ließ Herr Joyaux den Brief fallen, und in der Meinung, alles sei vorbei, gab er sich seinem Schmerze hin. Erst nachdem zwei oder drei Stunden verloren waren, erholte er sich wieder von seiner Verzweiflung und es fiel ihm ein, daß er jedenfalls hätte gehen sollen. Sogleich machte er sich mit dem Gelde auf den Weg und fand bei seiner Ankunft zu Auray, daß, wenn er ein paar Minuten bälder gekommen wäre, es noch Zeit gewesen sein würde. Der Prinz war soeben erschossen worden. Das zartfühlende Herz des guten Alten war gebrochen, und der treue Freund folgte bald seinem geliebten jungen Prinzen. „Er war der letzte, Madam,“ hörte ich ihn zu meiner Mutter sagen, „er war der letzte, die Hoffnung jenes alten edlen Geschlechtes, und ich war die Ursache seines Todes durch mein unseliges Zaudern. O jenes leidige Postscript!“ Keine Vernunftgründe, keine tröstenden Worte konnten den Kummer lindern, der an ihm zehrte. Er verlor seinen Appetit, konnte nichts essen und einige Monate darauf starb er. Einer der Söhne des Herrn Joyaux verlor später sein Leben in der Sache des Königs.

Armand de Montluc.

Ich war in meiner Jugend mit Armand de Montluc in der Schule. Er war der Sohn einer

der ältesten und reichsten Familien unseres Adels, hatte eine milde und liebenswürdige Gemüthsart, eine sehr angenehme Gesichtsbildung, ein frommes Herz und wurde von uns allen sehr geliebt. Von seiner Mildthätigkeit gegen die Armen, eine Tugend, die seiner ganzen Familie eigen war, erinnere ich mich vieler Beispiele, die zu meiner Kenntniß kamen. Wie viele andere sind unbekannt! Als er noch sehr jung war, gab ihm sein Vater einmal einen Louisd'or zum Taschengelde. Den Tag darauf fand die Wäscherin, eine arme Wittwe mit Familie, denselben in dem Fuße eines seiner Strümpfe, absichtlich dort versteckt von unserm guten Armand, welcher in seiner Einfalt dachte, sie würde ihn behalten und er so das Verdienst einer guten Handlung haben ohne das Lob. Die arme Frau begriff die ganze Sache, sobald sie das Geld fand, und brachte es der Herzogin, während Thränen der Freude und Bewunderung ihr die Wangen herabliefen. Armand's Gabe wurde von seinen Eltern bestätigt und von jener Zeit an sorgten sie für alle Bedürfnisse seiner armen alten Schutzbefohlenen. Der liebe Armand, er starb jung in der Verbannung, nachdem er wie so viele andere aus Frankreich hatte entfliehen müssen.

Sein Vater und seine Mutter starben auch in der Verbannung, — die wohlthätigsten und barmherzigsten Personen in unserer Stadt. Frau von Montluc, (obschon ich damals sehr jung war, so erinnere ich mich doch noch ganz lebhaft an ihre Züge und

ihr Aeußeres, an ihre kleine Gestalt mit einem überaus lieblichen Gesichte) verwandte auf die Armen mit der Einwilligung ihres würdigen Gemahls, der in all diesen Sachen mit ihr eines Sinnes war, nicht nur einen bedeutenden Theil ihres Einkommens, sondern besuchte sie regelmäßig in ihren Hütten und pflegte sie in ihrer Krankheit, indem sie ihnen persönlich jeden Liebesdienst mit eigenen Händen erwies. Sie überwand jeden natürlichen Widerwillen und ließ sich durch keine Gefahr abschrecken. Einmal wurde unsere Stadt von einer sehr ansteckenden und ekelhaften Seuche heimgesucht, aber diese gute Dame zeigte nur um so größern Eifer. Sie war überall, wartete jenen ab, die davon ergriffen wurden, bis zuletzt ein treuer Diener, der sie zu begleiten pflegte, von Widerwillen und Todesfurcht so überwältigt wurde, daß er sich entschieden weigerte, länger mit ihr zu gehen. Und nun fuhr sie fort, allein zu gehen und die gemeinsten und oft ekelhaftesten Dienste zu verrichten.

Das bekannte Fräulein von Cicé war eine Schwester der Frau von Montluc. Sie wohnte in Paris und war eine wahrhaft heilige Frau, den Werken der christlichen Liebe so ergeben, daß sie überall bekannt und hochgeschätzt werden mußte. Diese vortreffliche Dame wurde bei einer sehr merkwürdigen Gelegenheit auf Leben und Tod angeklagt und war nahe daran, das Leben zu verlieren wegen des Abscheus, den sie hatte, eine läßliche Sünde dadurch zu

begehen, daß sie eine Nothlüge sagte, um sich zu retten. Vergebens stellte ihr Sachwalter ihr den gesetzlichen Gang der Dinge und die Gefahr vor, welcher die ausdrückliche Verordnung des Gesetzes sie aussetzte, da die Richter, was sie immer denken oder fühlen möchten, genöthigt seien, unerschütterlich der ihnen vorgezeichneten Richtschnur zu folgen. Sie konnte nicht beredet werden, durch eine wirkliche Unwahrheit von den Thatsachen, wie sie ihr bekannt waren, im geringsten abzuweichen. Ihre schöne Offenheit und Redlichkeit war am Ende doch ihr Schutz. Sie erregte die Bewunderung aller im Gerichte Anwesenden, und die Wirkung wurde noch erhöht durch die bezaubernde Einfachheit und Bescheidenheit ihres ganzen Benehmens in einer so bedenklichen Lage. Ihr Bericht über die Angelegenheit wurde angenommen, obwohl er sich nicht auf irgend ein anderes Zeugniß stützte, und sie wurde freigesprochen, nachdem sie das ganze Verdienst eines so schönen Opfers reiner Liebe gegen Gott erworben.

Unsere Sonntage im Jahre 1793.

Indem ich an jene traurigen Tage zurückdenke, von denen ich wirklich schreibe, erkenne ich, daß ich nie so, wie ich hätte sollen, Gott für jene besondern Gnaden gedankt habe, durch die er mich mitten in einer so großen Gottlosigkeit bewahrte. Jene, welche an der Spitze des irreligiösen Wahnsinns standen, der

damals unser Frankreich verheerte, drängten mit aller Zuversicht des Erfolges vorwärts. Alles was Grausamkeit und Bosheit ersinnen konnte, wurde in Bewegung gesetzt, um das Ziel zu erreichen, welches sie im Auge hatten, nämlich die katholische Religion nicht nur in Frankreich, sondern in der ganzen Welt zu zerstören. Soweit erstreckten sich, wie ich dessen Zeuge bin, ihre abscheulichen Hoffnungen auf den endlichen Triumph über den christlichen Glauben.

Und doch, wie stark und unzerstörbar war gerade in jener Zeit sein Einfluß auf Tausende von Herzen; mit welcher Inbrunst weihte jede wahre christliche Familie ihre Liebe und ihr Leben Unserm Herrn; wie forderten christliche Mütter ihre Kinder beständig auf, daß sie, es möge geschehen, was da wolle, ihre Pflicht gegen Gott nicht vergessen sollten! Mit welcher Sorgfalt und Treue suchten sie namentlich an Sonntagen den Mangel der öffentlichen Religionsübungen zu ersetzen und den Tag in ihrer Familie zu heiligen! Wie viele rührende Erinnerungen drängen sich in meinem Gedächtnisse zusammen, die sich auf jene Handlungen der Treue gegen Gott mitten in jenen dunkeln Tagen beziehen, die auf uns lasteten. Tod, Gefängniß, Verbannung waren die Strafen. Die Dekrete, in welchen sie angekündigt wurden, waren an jeder Straßenecke angeschlagen und jeder Tag war Zeuge, wie streng und schonungslos sie vollzogen wurden. Jede Stadt und jeder Flecken und fast jedes Dorf hatte sein Comité der öffentlichen Sicherheit, wie es

hieß, das im Namen der Freiheit mit der willkürlichsten Gewalt versehen war und dieselbe mit einer Umsicht und Energie ausübte, die es zuletzt für jede Anzahl von Katholiken fast unmöglich machte, zur Messe oder zu irgend einem Gottesdienste zusammenzukommen. Die Priester, wie sich erwarten ließ, waren der besondere Gegenstand ihres Hasses und die größte Vorsicht und die verborgensten Verstecke konnten sie nicht aus den Krallen einer Menge Angeber und blutdürstiger Ungeheuer retten, die fast jeden Tag eine Hinrichtung hatten, um ihre Bosheit zu befriedigen und ihr Treiben zu ermuthigen. Selbst in jenen Familien, die einen Priester in ihrem Hause verborgen hatten, hielt man es oft für das Beste, keine Feier des heiligen Opfers innerhalb des Hauses zu wagen; so groß war die Gefahr und so überwältigend der Schrecken, daß in manchen Familien nicht alle Mitglieder mit der Gegenwart des guten Mannes bekannt gemacht wurden, welchen einige der entschlosseneren Mitglieder versteckt zu halten wagten im Angesichte des Todes — des Todes für den Priester, und des Todes für jene, die auf diese Art die Opfer beherbergten und die letzten Hoffnungen der Religion lebendig zu erhalten suchten; — die letzten Hoffnungen in der That schienen sie, so wenig an Zahl und jeden Tag sich mindernd! Keine Bischöfe, keine Seminare, keine Mittel, die gemachten Lücken auszufüllen. Und dann die Bösartigkeit und

Macht derer, die daran arbeiteten, die Philosophie, wie sie es nannten, auf den Ruinen des Fanatismus aufzurichten und die Augen unserer armen Jugend mit ihren gigantischen Plänen und ihrer grenzenlosen Zuversicht zu blenden. Jeder Zugang zum Guten war versperrt oder zerstört, und jeder schlimme Einfluß durfte sich frei entwickeln. Selbst ihre Gesänge, den ganzen Tag hindurch, in den Werkstätten und Straßen waren voll von Schimpf und Hohn auf die Geistlichkeit und den alten Glauben der französischen Nation, und drückten oft ihren Triumph über das aus, was sie für die gänzliche Vernichtung desselben hielten. Jene Tage sind jetzt glücklich vorüber, aber ach, wie schrecklich waren sie, so lange sie dauerten!

Am Sonntag versammelte uns meine Mutter immer vor dem Frühstück in dem Besuchzimmer. Dort kniete sie vor einem großen elfenbeinernen Kruzifixe (auf schwarzem Sammet) nieder, welches sie aus ihrem kleinen Betzimmer brachte. Nun begann sie die Meßgebete mit einer so traurigen rührenden Stimme aus ihrem großen Lieblingsgebetbuche (Heures à la Chancellier) vorzulesen. Es waren wirklich schöne Gebete. Eines fällt mir oft ein; bei der Präfation lautete es: „Siehe, der glückliche Augenblick ist da, wo der König der Engel und der Menschen erscheinen wird: möge mein Herz, von der Erde losgebunden, nur an dich denken, mein Gott! Erfülle es mit deiner Liebe u. s. w." Der König der Menschen und der Engel

war allerdings anwesend, unsichtbar; aber ach, nicht um in dem göttlichen Sakramente der Liebe gegenwärtig zu sein. Ach nein, kein Priester — kein Altar war da. So jung ich war, so erinnere ich mich noch, wie traurig, wie öde alles schien ohne jene lebendige Gegenwart; aber wie stark schien selbst diese Verlassenheit mein Herz an unsere heilige Religion zu knüpfen! Und wie heilig und ehrwürdig wurde mir meine gute Mutter, als sie mit ihrer traurigen ernsten Stimme voll Inbrunst die schönen Gebete las und die Akte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe verrichtete, zu einer Zeit, wo alle jene Tugenden ein höheres Verdienst erwarben durch die Probe, auf die sie gestellt wurden.

Noch mehr über unsere Sonntage im Jahre 1793.

„Kommet, es ist sieben Uhr," und wir alle folgten der Mutter nach dem Besuchzimmer, zuweilen nach einem mehr abgelegenen Gemache. „Ist Julian gekommen?" pflegte sie zu fragen. Julian war der Gärtner und kam an Sonntagen aus unserm Hause in der Vorstadt. Julian und seine Frau erschienen, und die Diener aus den übrigen Theilen des Hauses. Dann knieten wir alle nieder, und zuweilen sprach die Mutter ein paar Worte vor dem Beginne, um unserer guten Meinung die gehörige Richtung zu geben; manchmal sagte sie nichts; dann trat eine Pause

ein, nur hie und da von einem Seufzer unterbrochen; einige bedeckten das Gesicht mit ihren Händen, und dann fieng sie an: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes." Wir alle machten das Zeichen des Kreuzes, und dann fuhr sie mit dem Gottesdienste fort. Alle standen bei dem Evangelium auf; zu der für die Konsekration bezeichneten Zeit ließen wir uns stille auf die Kniee nieder. Die Stimme meiner Mutter tönt noch in meinen Ohren, wie wenn ich noch auf sie horchte, als sie ruhig und ernst und mit einem Tone unaffektirter aber tiefer Frömmigkeit die Meßgebete vorlas. Ich erinnere mich, daß sie zuweilen tief seufzte — es konnte nicht anders sein, — aus einem Herzen, das von so vielen gegenwärtigen Greueln niedergedrückt war, mit so traurigen Vorahnungen der Zukunft, während die ihr so theure Vergangenheit den Schmerz ihrer wahrhaft religiösen, mütterlichen und patriotischen Seele erhöhte. In jenem Alter konnte ich natürlich nicht alles fühlen, was meine gute Mutter fühlte, obwohl es einen starken Eindruck auf mich machte. Oftmals, wenn wir daknieten, konnten wir den Schall der Trommeln von Ferne hören und zuweilen selbst unter unsern Fenstern, wenn die Truppen kamen und sich zu einer Musterung auf dem freien Platze vor unserm Hause aufstellten. Nicht selten wurden wir durch den Lärm und Tumult gestört, der die Gefangennahme eines Priesters oder einer andern den Behörden verdächtigen Person begleitete, die sie dann vor Gericht

brachten, um abgeurtheilt und hingerichtet zu werden. Ein Gegenstand des Abscheus war immer da, die Guillotine, welche, wie sie sich ausdrückten, „en permanence“ auf dem Platze neben dem Tribunal stand, und auf welcher jeden Tag irgend ein Opfer der Revolution geschlachtet wurde, nicht selten uns wohl bekannte und befreundete Personen. Unter solchen Auftritten und unter dem Einflusse solcher Ereignisse erfüllten wir unsere religiösen Pflichten, so gut wir konnten.

Nach den Meßgebeten pflegte die Mutter entweder eine Unterweisung für uns zu lesen oder mich eine solche lesen zu lassen. Ich war in der Regel der Leser. Meist waren sie aus einem Werke von Monseigneur Fitz-James, Bischof von Soissons, das den Titel hatte: „Unterricht auf alle Sonntage und Festtage des Jahres." Zuweilen brachte ich den Sonntag bei meiner Schwester, von der ich bereits gesprochen, zu La Chapelle Bouexie zu. Es war ein großes Schloß, eines der bedeutendsten in der Provinz mit vielen Grundstücken, deren Intendant ihr Gemahl war. Das Besitzthum gehörte dem Marquis von Poineaux. Er war kein Emigrant, lebte aber halb verborgen entweder zu Paris oder in andern Theilen Frankreichs, wo die Familie Besitzungen hatte. Meine Schwester versammelte alle Dienstleute in der großen Halle und war wie meine Mutter zu Rennes der Familienpriester. Ihr Gemahl, obgleich ein sehr religiöser Mann, war nie dabei anwesend.

Ich erinnere mich, daß ich, als ich eines Sonntags, nachdem der Gottesdienst vorüber war, die Treppe hinaufging, ihm begegnete, wie er gerade aus einem andern Zimmer kam. „Gabriel," sagte er zu mir, „wundere dich nicht über meine Abwesenheit; ich kann nicht anwohnen, meine Thränen überwältigen mich," und dann fing er an, einige Verse aus den Psalmen zu wiederholen, die er soeben gelesen hatte, und drückte seinen Abscheu vor der gegenwärtigen Gottlosigkeit, seine Anhänglichkeit an den katholischen Glauben und seinen festen Entschluß aus, alles Mögliche zu thun, um seine Familie in demselben zu erziehen.

So waren die Sonntage in jenen Tagen.

Das Spital der Unheilbaren.

Unter den Früchten jenes alten katholischen Glaubens, den unsere Philosophen zu zerstören hofften, möchte ich die guten Schwestern der Unheilbaren erwähnen. Ich weiß nicht, was sie mir in diesem Augenblicke in's Gedächtniß bringt, wenn nicht der Gedanke, daß die katholische Kirche allein immer solche Personen hervorgebracht hat. Jede andere Hingebung und Selbstaufopferung verschwindet vor der ihrigen.

Unser Spital der Unheilbaren zu Rennes hatte eine schlecht gewählte Lage in einer tiefen feuchten Niederung. Das Gebäude selbst war groß und hin-

reichend bequem. Man trat in einen großen länglichen Hof vor dem Gebäude; an dem Thore war der „Opferstock für die armen Kranken;" der Thorhüter, ein passendes Exemplar der Insassen, glich einem armseligen verwitterten alten Wracke, das auf der Fahrt durch's Leben beinahe in Stücke gegangen war, und jetzt für den Rest seines Daseins hier ruhig vor Anker lag. Wenn man über den Hof gieng, so begegnete man Vielen, die umher giengen, alle in ihrem Gesichte oder an ihren Gliedern mit Zeichen der Krankheiten, welche sie zu dieser ihrer irdischen letzten Heimat gebracht hatten; denn die Aufnahmerlaubniß war von einer förmlichen Erklärung einer wirklichen Unheilbarkeit bedingt. In zwei großen Sälen für die Kranken standen ungefähr hundert Betten, jedes mit seinen vier Pfosten und grünen Vorhängen. In der Mitte, der Front gegenüber, gieng eine große Doppelthüre in die Kapelle, die sich hinten in den Garten erstreckte. Wenn diese Thüre geöffnet wurde, so konnte der Altar von einer großen Anzahl der Betten auf der entgegengesetzten Seite gesehen werden, und dort auf jenem Altare war der einzige Anblick, um hoffnungsloses Elend zu trösten. Ich erinnere mich noch an ein armes Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren; sie war mit einem weitausgedehnten schrecklichen Geschwüre bedeckt, ungeheuer aufgeschwollen und ihre Schmerzen so qualvoll, daß keine Geduld oder Ergebung sie abhalten konnte, laut zu schreien und zu schluchzen schon

bei der nahen Aussicht, verbunden zu werden, wie viel mehr, während sie verbunden wurde, wie es jeden Tag mit der größten Sorgfalt zu geschehen hatte. Der Fall war ein besonderer, und die Aerzte hatten ihr in dem andern Spitale jede Aufmerksamkeit geschenkt und alle ihre Geschicklichkeit seit Monaten angestrengt, aber vergebens, und nun war sie als hoffnungslos zu den Unheilbaren versetzt worden. Ihr Bett stand glücklicher Weise der Oeffnung jener geheiligten Thüre gegenüber, so daß sie von demselben aus den Thron der Barmherzigkeit und des Trostes erblickte. Und ach, wie sehr bedurften jene armen Dulder, die für den Rest ihres Lebens an so schwere Kreuze genagelt waren, eines solchen Trostes, und dann kam auch oft das göttliche Opfer von dem Altare, sie heimzusuchen in ihrem Leidensbette und sich inniger mit ihnen zu vereinigen und ihnen Gnade und Stärke zu geben, jene Kreuze Ihm nachzutragen. O wie reichlich sind die Linderungen, die in Gottes heiliger Kirche für die Armen und Leidenden bereit sind! Und dann jene Schwestern, jene lebendigen Engel, die ihnen abwarteten und ihnen jeden Dienst der Liebe und Güte mit einer mütterlichen Zärtlichkeit erwiesen. Wenn ich mich jetzt an sie erinnere, wie sie so ruhig, mit so freundlicher Geduld umhergingen, wird mein Herz selbst nach so langer Zeit und an so fernem Orte zu Gefühlen der innigsten Hochachtung und Zuneigung bewegt. Mit welchem Vergnügen besuchte ich euch, beglückte Seelen, als ich

im Jahre 1815 nach unserm Frankreich zurückkehrte — dich, meine theuere Schwester Desprez, und dich, gute Mutter deiner demüthigen Schwestern, Madam Meneast; — Gott segne euch und führe euch zu ewigen Kronen! Die Schwestern der Unheilbaren in unserer Stadt Rennes, wie in vielen andern ähnlichen Anstalten in verschiedenen Gegenden Frankreichs, gehörten zu keinem besonderen religiösen Orden oder Kongregation. Sie entstanden blos durch eine Verbindung von vier oder fünf oder mehr frommen Seelen, die sich diesem besonderen Liebeswerke widmeten. Es scheint, sie sind nie in Verlegenheit wegen Mitgliedern, die ihr heiliges Werk fortsetzen. Ich weiß nicht, wie lange sie zu Rennes in dieser Art existirt haben, noch wer ihr Oberer ist, noch was für Gelübde sie ablegen; aber ich weiß, daß sie daselbst immer an ihrer beschwerlichen aber heiligen Arbeit gewesen sind, eine kurze Zeit abgerechnet, als die Freunde der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ihrer Dienste nicht mehr bedurften. Ihre Tracht war ein einfaches graues Kleid, eine grobe Schürze von weißer Leinwand; ihr Kopfputz war derselbe wie bei den gewöhnlichen Frauen.

Die Schwester Desprez, von der ich oben gesprochen, gehörte einer sehr angesehenen Familie in Rennes an. Sie hatte ein beträchtliches Besitzthum von einer Tante geerbt und erfreute sich aller Lebensgenüsse, aber Unser Herr rief sie aus besonderer Liebe

mit seiner sanften Stimme Alles aufzugeben und Ihm zu folgen zu seinem Aufenthalte in dem traurigen Spitale der Unheilbaren, dem widerwärtigsten aller unserer Spitäler, das zudem, wie gesagt, in einem sumpfigen Platze lag; aber als das gute Fräulein die Stimme hörte, hielt dies sie nicht zurück. Sie sagte nicht, wenn sie nur die Anstalt an einen gesündern Platz verlegen würden, oder wenn ich nur eine stärkere und bessere Gesundheit hätte; (sie hatte von Natur einen schwachen kleinen Körper); dergleichen sehr kluge und verständige Gedanken, wie sie ohne Zweifel der Jüngling im Evangelium hatte, welcher sich weigerte, Alles zu verkaufen und Unserm Herrn zu folgen, mögen ihr vielleicht in den Sinn gekommen sein, aber sie horchte nicht auf dieselben. Sie gab Alles auf und folgte Ihm und schloß sich für den Rest ihres Lebens bei den Unheilbaren ein, und ich erinnere mich, daß jene, die sie genau kannten, wahrnahmen, wie große Gnaden Gott ihr verlieh als unmittelbaren Lohn ihrer Selbstaufopferung und Hingebung. Sie war immer gut und menschenfreundlich gewesen, aber Gott schien jetzt über sie alle jene Schätze herzlicher Liebe und Freundlichkeit ausgegossen zu haben, die sie für ihre armen Unheilbaren nöthig hatte. Es leuchtete aus ihren Augen, spiegelte sich in ihrem Lächeln, und machte sie von dem ersten Augenblicke an zu einer wahren „Religiosin“ und vollkommenen Krankenwärterin. Ich übertreibe durchaus nicht, denn ich war selbst Zeuge. Ihr einfaches

und von Natur nicht sehr anziehendes Gesicht strahlte von einer himmlischen Heiterkeit und Freundlichkeit, ihre Stimme klang wie die eines Engels, und ihr Benehmen war so herzgewinnend und zugleich beruhigend — nichts konnte liebenswürdiger sein. In der That bemerkte man, daß etwas Eigenthümliches und etwas, was sogar an Ordensfrauen nicht so gewöhnlich ist, in dem bewunderungswürdigen und nicht leicht zu beschreibenden Wesen der Schwestern der Unheilbaren lag. Ich habe sie oft mit meiner Mutter besucht. „Siehe, mein Sohn," pflegte sie zu sagen, „welche Heiterkeit, welche Miene der Zufriedenheit, wo siehst du etwas Aehnliches in der Welt, es ist zum Erstaunen" — und doch eigentlich nicht zum Erstaunen, wenn man an die Verheißung Unseres Herrn denkt, daß er hundertfältigen Trost und Frieden denen geben wird, die Alles verlassen um Seinetwillen, aber wahrhaft zum Erstaunen für jene, welche diese Gnaden nicht begreifen und nur an die verschiedenen ekelhaften und unheilbaren Krankheiten denken, die zu lindern bei Tag und bei Nacht die Aufgabe dieser Schwestern ist.

Diese Erinnerungen an die gute Schwester Desprez rufen mir die Schwester Magdalena aus dem Orden der barmherzigen Schwestern in's Gedächtniß, welche vierzig Jahre den Gefangenen gedient hatte, eingeschlossen in dem engen Gefängniß am St. Michaelsthor zu Rennes. Sie ging am Morgen in's Gefängniß, und blieb daselbst bis Mittag, und von

ein Uhr Nachmittag bis zur Nacht eingeschlossen mit ihren lieben Gefangenen, wie sie dieselben zu nennen pflegte. Sie war sehr alt und nicht sehr schön, als ich sie kennen lernte, aber wenn schön ist, wer schön thut, dann war Schwester Magdalena schön. Sie war jedenfalls schön in den Augen der Engel. Die gütigen Worte und menschenfreundlichen Werke von vierzig Jahren, die oft an Undankbare verschwendet wurden, hatten ihrem alten und runzeligen Gesichte einen Ausdruck von Wohlwollen und Milde gegeben, der von niemand unbemerkt bleiben konnte. Aber die Revolution erreichte sogar Schwester Magdalena im Gefängnisse. Ihre lieben Gefangenen wurden losgelassen, um Bürger (citoyens) zu werden, um sich des Reiches der Freiheit und Gleichheit zu erfreuen, und die Priester und Personen wie Schwester Magdalena wurden dafür beim St. Michaelsthore eingesetzt. Es wäre indessen für Schwester Magdalena keine Mühsal gewesen, im Gefängnisse eingesperrt zu werden; darum stießen sie dieselbe in die Welt hinaus, mit welcher sie seit einem halben Jahrhundert nichts zu thun gehabt hatte. Ich erinnere mich noch gut, als Schwester Bona, die Oberin der Schwestern, die Schwester Magdalena in das Haus meiner Mutter brachte, an dem Tage, wo sie aus ihrer alten Heimat von den Revolutionären vertrieben wurden. Sie kam und stand vor meiner Mutter in dem Besuchzimmer, schaute sie an und seufzte ein wenig, sagte aber nichts. Sie war nicht

gewohnt gewesen zu sprechen, außer zu ihren Gefangenen. Am Abend sagte sie meiner Mutter, es sei der erste Tag seit vierzig Jahren, außer während der geistlichen Uebungen, daß sie unterlassen habe, das Gefängniß zu besuchen, und sie habe nie einen Tag zugebracht, der ihr so lange vorgekommen sei, als dieser ihr erster Tag des Müssiggangs. Die arme Schwester Magdalena blieb lange Zeit bei uns, und wir würden oft versucht gewesen sein, über ihre Einfalt und ihren Mangel an Weltkenntniß zu lachen, wäre nicht die hohe Achtung gewesen, welche die Mutter gegen sie an den Tag legte.

Vor dreißig Jahren und darüber.

Wir lebten damals in dem Parlamentshause der Bretagne, einem großen Gebäude, das im Ganzen von edler Bauart war. Zufällig lag die Kapelle des Palastes unmittelbar über unsern Zimmern. Vierzig oder fünfzig Granitstufen führten zu einer ungeheuern Gallerie, die gegen den öffentlichen Platz hinausging. Diese Gallerie oder Halle wurde zu öffentlichen Versammlungen benützt. An dem Ende über unsern Zimmern, wie gesagt, war die Kapelle. In der Regel war sie öde und verlassen; denn gewöhnlich wurde nur einmal des Jahres die Messe in ihr gefeiert bei der Eröffnung der Parlamentssitzungen nach den Ferien, wo dann eine Heilig-Geist-

Messe gelesen wurde, um den Segen über ihre Arbeiten herabzurufen. Zuweilen, wie wohl sehr selten, wurde auch zu andern Zwecken Messe gelesen. Eine meiner frühesten und dunkelsten Erinnerungen ist, daß ich daselbst der Messe anwohnte, als meine ältere Schwester mit Herrn Mazois vermählt wurde. Ich war damals erst vier oder fünf Jahre alt. So nahe einer Kirche, gleichsam unter dem Altare und zwischen den Säulen, welche sie stützten, trat ich in's Leben ein, und noch näher brachte später die Verfolgung den kostbaren Altar Unseres Herrn. Unter jener Kapelle oder noch genauer in dem Zimmer unmittelbar unter ihrem Heiligthume errichteten wir unsern geheimen Altar während der traurigen Tage der Revolution, wo zwei ehrwürdige Priester, ehrwürdig durch ihr Alter und noch mehr durch ihr reines und tadelloses, frommes Leben den Gottesdienst hielten. Sie wurden in unsern Zimmern mit all jener ängstlichen Heimlichkeit verborgen gehalten, die ihre eigene Sicherheit wie die unsrige vorschrieb. Einer derselben war P. de Rosaire, ein Dominikaner, der Beichtvater meiner Mutter seit vielen Jahren, ungefähr achtundsiebenzig Jahre alt, mit einem schneeweißen Haare, den ruhigsten Zügen, die ich je erblickte, und mit der Einfalt eines Kindes in seinem ganzen Wesen. Der andere, P. Pacifikus, war etwas jünger, nämlich fünfundsiebenzig Jahre alt, ein Kapuziner, einst im Orden hoch verehrt und angesehene Aemter bekleidend — ein Mann von höheren Talenten als P. de

Rosaire und von gleichen Tugenden. In jenem Zimmer schliefen und wohnten sie beide und brachten dort auch das heilige Opfer dar. Jeden Morgen, wenn sie ihre Frühandachten vollendet hatten, rief meine Mutter, als sie sah, daß Alles bereit war, die Familie zusammen und führte sie nach jenem geheiligten Zimmer, nur eines oder zwei blieben draußen, um Wache zu halten und im Fall eines Lärmens Nachricht zu geben. Zwei Jahre oder beinahe zwei Jahre wurde die Messe auf diese Art in jenem Zimmer gefeiert unter der Kapelle des Parlamentshauses, die damals entweiht und zu einer Diebshöhle gemacht war, indem sie einen Theil des Bureau des Revolutionscomités bildete. Einmal wurde sie wirklich zu einem wo möglich noch schlechtern Zwecke verwendet; denn eines der Tribunale, das die Guillotine mit Opfern versah, nahm davon Besitz und entweihte eine Zeit lang den Namen der Gerechtigkeit innerhalb jener Mauern, wo das göttliche Opfer so oft dargebracht worden war. Alle Ornamente, welche ihren geheiligten Gebrauch bezeichneten, wurden entweiht und zerbrochen, so daß kaum eine Spur von ihrem ursprünglichen Zwecke übrig blieb. Später, in bessern Zeiten, wurden sie wieder an ihren Platz gebracht und die Kapelle wieder wie vor der Revolution gebraucht. Das Zimmer unterhalb, so geheiligt in unsern Augen wegen der dort gefeierten Geheimnisse und als der Versteck jener zwei heiligen Bekenner, wurde später mein Zimmer. Ich

schlief darin im Jahre 1815, als ich meine Mutter auf einige Tage wieder besuchte und während ich schreibe, kommen die Erinnerungen, die sich damals in meinem Geiste drängten, wieder, insbesondere an jene guten Väter, welche in jenen traurigen Tagen der Segen meiner Jugend und der Segen meiner Familie waren.

Herr Bouvet.

Herr Bouvet war ein alter Kaufmann, der sich vom Geschäfte zurückgezogen hatte und ein frommes Leben führte. Halb getrennt von der Welt, genoß er doch jeden Tag in seinem Hause die Gesellschaft einiger Freunde, die schon lange gewohnt waren, dort Besuch zu machen, ohne seine besondern Gewohnheiten und Andachtsübungen zu stören. Unter seine Gewohnheiten gehörte, daß er sich einige Zeit nach dem Mittagessen auf ein paar Augenblicke allein zurückzog, um sich der Betrachtung oder geistlicher Lesung zu widmen. Er entfernte sich eine Weile, dann kam er zurück, freundlich, heiter, liebenswürdig gegen alle. Da sie an jene kurze Abwesenheit gewohnt waren, so achteten sie nicht darauf. Die Regelmäßigkeit ihrer Dauer war Bürge, daß er pünktlich wieder erschien. Eines Tags aber blieb er viel länger aus als gewöhnlich; sie wurden darüber unruhig, warteten etwas länger, dann befürchtend, er möchte unwohl geworden sein, giengen

sie die Treppe hinauf zu seinem Zimmer. Auf ihr Klopfen folgte keine Antwort, auf ein zweites auch nicht, ebenso wenig auf den lauten Ruf seines Namens — Bouvet! Sie traten ein, der gute Mann saß in seinem Armsessel, das Haupt sanft auf die Brust geneigt, seine zwei Hände auf dem Blatte eines aufgeschlagenen Buches, das auf seinen Knieen lag. Das Buch des heiligen Augustin von der Stadt Gottes war gerade aufgeschlagen bei dem Kapitel von der Seligkeit des Himmels. Er las, er starb, er gieng hin, um zu schauen und zu genießen.

So starb Herr Boursoul auf der Kanzel der Pfarrei Allerheiligen in Rennes, während er über die Seligkeit des Himmels predigte und von Zeit zu Zeit im Verlaufe seiner Rede wiederholte: „Wir werden Ihn schauen, wie Er ist.“ Bei einer letzten und feierlichen Wiederholung der Worte, ließ er seine Hand auf die Kanzel sinken, sein Haupt auf die Brust; eine lange Pause — sie hielten es blos für eine Pause — es dauerte zu lang; sie eilten auf die Kanzel — der Geist war entflohen. „Er sprach vom Himmel,“ sagte ein Knabe in der Versammlung, „sehet, er ist dorthin gegangen.“

Nach dem Schrecken von 1793 thaten die Priester, welche den Bürgereid geleistet hatten, oft einen Widerruf, und thaten öffentlich Buße, viele unter Zeichen eines tiefen Schmerzes wegen ihrer

Aergernisse. Einer von ihnen, zu Grenoble, that es mit einer solchen Zerknirschung, daß er, nachdem er eine Weile mit zunehmender Inbrunst gesprochen, wirklich seinem Kummer unterlag, und auf der Kanzel während jenes Aktes seiner exemplarischen Buße starb.
